

Analyse sozialräumlicher Veränderungsprozesse ehemaliger jugendlicher StraftäterInnen

Masterarbeit

Zur Erlangung des akademischen Grades

einer Magistra der Philosophie

an der Karl-Franzens Universität Graz

vorgelegt von

BARBARA STREMPFL

am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft

Begutachter Ao. Univ. Prof. Mag. Dr. Arno Heimgartner

Graz, 2011

EHRENWÖRTLICHE ERKLÄRUNG

Ich erkläre ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen nicht benutzt und die den Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe. Die Arbeit wurde bisher keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.

Graz, am 10.4.2011

Unterschrift

DANKSAGUNG

Ich danke Herrn Univ.Prof. Mag. Dr. Arno Heimgartner für die wertvollen Anregungen und die Betreuung meiner Masterarbeit.

Ich möchte mich bei den Personen bedanken, die an meiner Erhebung teilgenommen und damit einen wesentlichen Beitrag für meine Arbeit geleistet haben. Großer Dank gilt auch dem Verein NEUSTART, der mir den Zugang zu den Teilnehmern / der Teilnehmerin ermöglichte, und in Organisationsfragen ein verlässlicher und kooperativer Partner war.

Meinen Freundinnen danke ich für ihre Motivation, sowie für ihre Geduld mit mir und meiner Arbeit. Sie waren mir eine große Unterstützung.

Ganz besonderer Dank gilt auch meiner Familie, die mich im Laufe meines Studiums auf vielfältige Weise unterstützt und begleitet hat.

Inhaltsverzeichnis

I THEORETISCHER TEIL

1. Einleitung und Überblick.....	8
2. Lebensabschnitt Jugend	9
2.1. Jugend im Kontext gesellschaftlichen Wandels	10
2.2. Die Ausdehnung der Jugendphase.....	12
2.3. Entwicklungsaufgaben.....	14
3. Erwachsen sein - Versuch einer Begriffsbestimmung	15
4. Der Sozialraum	19
4.1. Raum - Sozialer Raum – Sozialraum?.....	19
4.2. Sozialraum – Lebenswelt.....	23
4.3. Sozialraumanalyse – Lebensweltanalyse.....	24
4.4. Sozialer Raum und Soziale Arbeit.....	25
5. Die Bedeutung des Raumes in der Jugendphase.....	28
5.1. Sozialräumliche Orientierung als Bewältigungsstrategie.....	28
5.2. Identitätsentwicklung - Sozialraum - Lebensstil	32
6. Jugend und Raumaneignung	36
6.1. Der Begriff der Aneignung.....	36
6.2. Grundlegendes zur sozialräumlichen Aneignung – Ansätze von Leontjew und Holzkamp.....	38
6.3. Die Lebensweltanalyse von Martha Muchow	40
6.4. Das Zonenmodell von Baacke	42
6.5. Das Inselmodell von Zeiher.....	44
6.6. Aneignung im „Lebensraum Stadt“	45
6.7. Der Sozialraum als Risiko- und Gefahrenquelle: Wie ‚gefährlich‘ ist die Stadt?	50
6.8. Geschlechtsspezifische Aneignung	53
7. Jugenddelinquenz.....	56

7.1.	Delinquenz – Begriffsbestimmung.....	56
7.2.	Grenzüberschreitungen Jugendlicher: Ab wann spricht man von Jugenddelinquenz?	58
7.3.	Geschlechtsspezifische Aspekte von Jugenddelinquenz	60
7.4.	Entstehungsbedingungen von Jugenddelinquenz	61
7.5.	Typische Handlungsmuster und Episoden der Jugenddelinquenz	65
7.5.1.	Der maskulin-orientierte Handlungstyp	66
7.5.2.	Der hedonistisch-orientierte Handlungstyp.....	69
7.5.3.	Der familienorientierte Handlungstyp.....	71
7.5.4.	Der subjektorientierte Handlungstyp	73
7.5.5.	Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen Handlungstypen.....	74
8.	Die Institution Neustart.....	76
8.1.	Ziele und Angebote	76
8.2.	Bewährungshilfe	77

II EMPIRISCHER TEIL

1.	Ziel der Untersuchung.....	79
2.	Forschungsfragen	80
3.	Methoden	81
3.1.	Lebensweltanalyse.....	81
3.1.1.	Subjektive Landkarten.....	81
3.1.2.	Halbstrukturierte Interviews.....	82
4.	Stichprobe	83
4.1.	Auswahlkriterien	83
4.2.	Zugang zur Stichprobe.....	83
5.	Durchführung.....	84
6.	TeilnehmerInnen	85

6.1.	Falldarstellung Interviewpartner 1	86
6.2.	Falldarstellung Interviewpartner 2	90
6.3.	Falldarstellung Interviewpartnerin 3	93
6.4.	Falldarstellung Interviewpartner 4	97
7.	Inhaltliche Auswertung	101
7.1.	Aufbereitung und Auswertung der Daten	101
8.	Ergebnisse und Interpretation	102
8.1.	Sozialräume der frühen Jugend	102
8.1.1.	Abenteuerorte	103
8.1.2.	Kraft- und Unterstützungsorte	105
8.1.3.	Rückzugs- und Auszeitorte	107
8.1.4.	Vermeidungsorte	108
8.2.	Sozialräume der Gegenwart	109
8.2.1.	Abenteuerorte	109
8.2.2.	Kraft- und Unterstützungsorte	111
8.2.3.	Rückzugs- und Auszeitorte	112
8.2.4.	Vermeidungsorte	113
8.3.	Raumaneignung	114
8.3.1.	Sozialräumliche Erweiterung von Interviewpartner 1	114
8.3.2.	Sozialräumliche Erweiterung von Interviewpartner 2	116
8.3.3.	Sozialräumliche Erweiterung von Interviewpartnerin 3	117
8.3.4.	Sozialräumliche Erweiterung von Interviewpartner 4	118
8.4.	Delinquenz	118
8.5.	Veränderung	121
8.5.1.	Interviewpartner 1	121
8.5.2.	Interviewpartner 2	126
8.5.3.	Interviewpartnerin 3	128
8.5.4.	Interviewpartner 4	130

8.6. Neustart.....	132
8.7. Zusammenhänge zwischen Raumaneignung und Identitätsentwicklung	133
9. Diskussion.....	137
Literaturverzeichnis.....	140
Abbildungsverzeichnis	143
Anhang A: Interviewleitfaden.....	144
Anhang B: Transkriptionszeichen	146

Theoretischer Teil

1. Einleitung und Überblick

Die aktive Rolle des Subjekts in der Interaktion mit der räumlichen Umwelt bildet sich nach Böhnisch (1996) am prägnantesten im Begriff der sozialräumlichen Aneignung ab, mit dem auch die sozialräumliche Entwicklungsdynamik des Aufwachsens von Kindern und Jugendlichen strukturiert werden kann. In ihr drückt sich die Spannung zwischen Eigenleben und vergesellschafteter Erziehung sowie die Eigensinnigkeit der Kinder und Jugendlichen gegenüber sozialen Rollenanforderungen und -zwängen aus (vgl. Böhnisch 2003, S. 178).

Dieser sozialräumliche Aneignungsprozess bzw. die stückweise Eroberung von Räumen in der Jugendphase steht im Mittelpunkt meiner Arbeit. Er soll im Kontext der Identitätsfindung und des Erwachsenwerdens in all seinen Facetten beleuchtet werden. Ziel der Arbeit ist, Aufschluss darüber zu geben, wie der Soziale Raum mit dem delinquenten Verhalten Jugendlicher in Verbindung steht. Die Bedeutungen und Funktionen der angeeigneten Räume sollen dabei besondere Beachtung finden. Ergänzend zur theoretischen Auseinandersetzung, wurde im empirischen Teil die sozialräumliche Entwicklung von drei ehemaligen jugendlichen Straftätern und einer Straftäterin analysiert.

2. Lebensabschnitt Jugend

„Das wesentliche Kennzeichen der Adoleszenz ist die innere Spannung, die sich ganz unterschiedlich nach außen entlädt; es ist das Hin- und Hergerissensein zwischen Altem und Neuem, zwischen Familiärem und Kulturellem, zwischen Autonomie und Bindung, zwischen Freiheit und Ritual, zwischen Größenphantasien und Ohnmacht“ (Schröder / Leonhardt 1998, S.32).

Noch zu Beginn des letzten Jahrhunderts schien innerhalb der Gesellschaft relativ klar zu sein, was unter der Lebensphase Jugend zu verstehen ist. Das Verständnis darüber, wann sie beginnt und unter welchen Voraussetzungen sie ihr natürliches Ende findet, war vom modernen, neuzeitlichen Jugendbegriff geprägt, der erstmals gegen Ende des 19. Jahrhunderts auftauchte. Diesem Verständnis nach beginnt die Jugend als kollektive Statuspassage mit der Pubertät (körperliche, psychische und sozialstrukturelle Entwicklungs- und Reifungsprozesse), und endet mit dem Eintritt in das Berufsleben und/oder mit der Heirat. Die Lebensphase Jugend wurde hier erstmals unter biologischen und anthropologischen, sowie auch unter phasen- und entwicklungsspezifischen psychologischen Dimensionen betrachtet, wobei die phasenspezifischen Übergänge vom Kind zum Erwachsenen im Mittelpunkt der Erörterungen standen (vgl. Ferchhoff 2007, S. 86).

Mit Blick auf die gegenwärtige gesellschaftliche und kulturelle Situation wird erkennbar, dass die oben genannte Lebensaltereinteilung zu Beginn des 21. Jahrhunderts zunehmend an Abgrenzungsschärfe verliert. Verlängerte Schul- und Ausbildungszeiten, die tendenzielle Entkoppelung von Bildung, Ausbildung und Berufstätigkeit sowie veränderte Heirats- Lebensbeziehungs- und Familiengründungsmuster haben nicht nur eine doppelseitige Ausdehnung der Jugendphase zur Folge, sondern rufen auch psychosoziale Neuorientierungen hervor, auf die in den folgenden Seiten näher eingegangen wird. Bevor jedoch die gesellschaftlichen und sozialstrukturellen Bedingungen thematisiert werden, unter denen Jugendliche heutzutage aufwachsen, sollen bezüglich der Definitions- und Eingrenzungsversuche noch folgende Überlegungen Beachtung finden: Bei allen Debatten über Lebensalter-Einteilungen und jugendspezifische Charakteristika wird im Jugendsdiskurs immer wieder davor gewarnt, undifferenzierte und verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen.

Diese Forderung mag zwar selbstverständlich klingen, hat aber angesichts der Geschichte der Jugendforschung, in der vor allem die männliche Jugend (zunächst die bürgerliche, vornehmlich städtische und später auch die Arbeiterjugend) im Blickpunkt stand, durchaus ihre Berechtigung (vgl. ebd. S.87ff.).

Und ganz gleich, ob man die Jugend nun als „Phase biologischer Veränderungen, als soziokulturelles Phänomen, oder als Zeit der Krisen oder spezifischer Übergänge in neue Handlungsfelder und Rollenbezüge“ betrachtet, sollte man sich nach Dreher und Dreher (1985) darüber im Klaren sein, dass „dies lediglich Perspektiven sind, unter denen Individuen betrachtet werden, die eine mehr als zehnjährige Entwicklungsgeschichte hinter sich haben und mit einer Umwelt interagieren, die im wesentlichen durch Ziele und Handlungsformen vorausgehender Generationen geprägt und bestimmt ist“ (Dreher/Dreher 1985, S. 31). Die Lebensaltereinteilungen und das Verständnis von Jugend sind und waren deshalb immer schon kontextabhängig; d.h. immer an die jeweilige Zeit und Kultur gebunden und von ihr geprägt (vgl. Ferchhoff 2007, S.86).

Wenn ich in der vorliegenden Arbeit von Jugend sprechen will, ist es deshalb notwendig, die gesellschaftlichen und sozialstrukturellen Rahmenbedingungen, unter denen die Menschen heute aufwachsen, genauer zu betrachten.

2.1. Jugend im Kontext gesellschaftlichen Wandels

Ein gesellschaftliches Phänomen, welches auch die jugendliche Entwicklung gegenwärtig maßgeblich beeinflusst, ist die Individualisierung. Dies ist an sich nichts Neues; ihr Selbstverständnis geht weit in die Geschichte der Neuzeit zurück. Zweifelsohne befinden wir uns jedoch gegenwärtig in einem „Individualisierungsschub“, dessen Auswirkungen gerade für junge Menschen stark spürbar sind. Dieser „Individualisierungsschub“ ist eine Folge des Modernisierungsprozesses; eine Konsequenz der beschleunigten ökonomischen und sozialen Arbeitsteilung, die sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend etabliert hat. Individualisierung meint die Herauslösung der Menschen aus traditionellen Sozialformen und Lebenszusammenhängen sowie auch den Verlust von traditionellen Sicherheiten im Bereich des Handlungswissens, des Glaubens und leitender Normen (vgl. Böhnisch 1999, S.29). Die Erhöhung des Lebensstandards seit den 1950er- und 1960er Jahren, die gestiegene soziale und

geografische Mobilität, sowie die Bildungsexpansion, im Zuge derer sich die Ausbildungszeit der Bevölkerung im Durchschnitt verlängerte, verstärkten diesen Prozess und führten dazu, dass die Lebenswelten der einzelnen Menschen offener und freier, gleichzeitig aber auch komplexer und widersprüchlicher wurden. Durch diese Pluralisierung von Lebensformen und Lebensstilen nahmen die Entscheidungsspielräume in der Lebensgestaltung des/der Einzelnen zu, was jedoch in gleichem Maße auch eine Zunahme von Entscheidungszwängen zur Folge hatte (vgl. Grob / Jaschinski 2003, S. 15). In diesem Sinne ist der Mensch heute mehr denn je Gestalter seines eigenen Lebens, was aber auch bedeutet, dass er für die Konsequenzen seiner Entscheidungen und Handlungen alleine tragen muss. Die Verantwortung für das Gelingen und Scheitern im biografischen Werdegang wird darum heute mehr denn je am Individuum selbst festgemacht.

Diese Individualisierungs- und Enttraditionalisierungseffekte haben maßgeblichen Einfluss auf die Lebensbewältigung im Jugendalter. Ein Anzeichen dafür ist nach Böhnisch (1999) das enorme Anwachsen der Jugendsozialarbeit und der Jugendberatung innerhalb der letzten Jahrzehnte. Ihre Angebote gehen schon längst über die der Freizeitgestaltung hinaus; sie wollen den Jugendlichen Orte bieten, wo sie „Rückhalt und soziale Unterstützung für ihr Jung-sein neben und im Kontrast zu einer (Erwachsenen-) Gesellschaft finden, die ihnen gleichzeitig vieles schon früh *zulässt*, aber auch *zumutet* und vor allem auch *vorenthält*“ (Böhnisch 2008, S.142). Hier bezieht sich Böhnisch auf die hohen gesellschaftlichen Erwartungen an die Jugend, die sich im Zuge der zunehmenden Individualisierung massiv verstärkt haben:

Noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts galt die Jugend als Schon- und Experimentierraum. Das Jugendalter wurde als Übergang in die Erwachsenengesellschaft gesehen; dieser war festumrissen und klar geregelt. Heute hat sich die Jugend als eigenständige Lebensphase konstituiert. Weil sich im Zuge der Individualisierung immer mehr gesellschaftlich anerkannte Lebensformen und Lebensstile entwickelten (man spricht in diesem Zusammenhang auch von der Pluralisierung der Lebensstile), wurde auch die Jugendphase zunehmend entstrukturiert und besitzt heute viele Formen und Gestalten.

Während früher der berufliche Werdegang von Jugendlichen maßgeblich vorgezeichnet und von außen bestimmt war, stehen die Heranwachsenden heute verstärkt unter dem Druck, möglichst früh biografische Integritätsarbeit leisten zu müssen und ihr Leben unter dem Motto „du erntest, was du säst“ individuell zu gestalten. Von der Jugend wird viel erwartet: Sie ist

gezwungen, die (Entwicklungs-) Herausforderungen immer stärker individuell zu bewältigen, sich möglichst früh Ziele zu setzen und biografische Anstrengungen in den Vordergrund zu rücken, damit sie später in der Gesellschaft mithalten kann. Trotz dieser Anstrengungen ist der Übergang in eine gesellschaftlich kalkulierbare Zukunft aber nicht selbstverständlich und eine Garantie für eine erfolgreiche (berufliche) Integration ist ihnen trotzdem nicht sicher. Die Chance, dass Jugend gelingt und das Risiko des Scheiterns in und an der Jugendphase liegen also sehr dicht beieinander (vgl. Böhnisch 2008, S. 142ff.). Nach Böhnisch (1993) ist das Verständnis von Jugend als Schonraum deshalb in der heutigen Zeit obsolet (vgl. Böhnisch 1993, S.159).

2.2. Die Ausdehnung der Jugendphase

Die Individualisierung der Lebensläufe hat zu einer zunehmenden Biografisierung geführt. Dieser Begriff bezeichnet die Auswirkungen des Individualisierungsprozesses auf die Lebenslaufgestaltung: Aufgrund der Chancenvielfalt und der durchschnittlich längeren Verweildauer im Bildungssystem haben sich die Übergänge ins Erwachsenenalter zunehmend enttraditionalisiert. Die Kernstruktur des Lebenslaufes wird zwar weiterhin durch Bildung und Arbeit gelegt, die Verläufe differenzieren sich aber biografisch in Abhängigkeit davon, für welche berufliche Aus- und Weiterbildung man sich zu welchem Zeitpunkt entscheidet (vgl. Böhnisch 2008, S. 38). Weil die Abgrenzung zwischen Jugend- und Erwachsenenalter nicht mehr unter der Perspektive biografischer Übergänge festgemacht werden kann, kann die Frage, wann die Jugend beginnt und endet, bzw. unter welchen Voraussetzungen sie das tut, heute nicht mehr so klar beantwortet werden.

Die Individualisierung und die damit einhergehende Biografisierung führten zu einer Aufweichung des Jugendbegriffs: So besitzt die Jugendphase „in der Regel keinen einheitlichen Abschluss“, zeichnet sich durch „viele Ungleichzeitigkeiten und asynchrone Entwicklungen aus, [und] wird als Phase *vielfacher Teilübergänge*, unterschiedlicher *rechtlicher, politischer und kultureller Mündigkeitstermine* sowie *verschiedener Teilreifen* in sexueller, politischer und sozialer Hinsicht aufgefasst (...)“ (Ferchhoff 2007, S.87). In diesem Sinne begreift man Jugend heute nicht mehr als einheitlichen Lebensabschnitt, sondern es kamen neue Einteilungen hinzu: Zwischen Kindheit und Jugend haben sich die sogenannten

Kids geschoben, die Jugendphase selbst hat sich intern weiter untergliedert in frühe, mittlere und späte Jugendphase. Nach oben schließt sich an das Ende des Jugendalters zudem die Postadoleszenz oder der/die junge Erwachsene (vgl. ebd., S.86f.). Um die Ausdehnung der Jugendphase begreifbarer zu machen, erscheint es mir notwendig, die Lebensphase der Kids sowie die der Postadoleszenten näher ins Auge zu fassen.

Die neun- bis vierzehnjährigen Kids werden im sozialpädagogischen Diskurs auch als ‚Lückenkinder‘ bezeichnet, da es für diese Nicht-Mehr-Kinder und Noch-Nicht-Jugendlichen in den sozialpädagogischen Einrichtungen lange keine speziellen Angebote gab. In den 1970er und 1980er Jahren stellten immer mehr SozialpädagogInnen fest, dass die Kinder dieser Altersgruppe in ihrer Freizeit nicht mehr auf die üblichen Spielplätze wollen, sich aber auch den Jugendhäusern noch nicht zugehörig fühlen. Auch heute noch scheint es nur langsam zu gelingen, geeignete Angebote für die Gruppe der Kids zu entwickeln (vgl. Böhnisch 2008, S.132f.). Durch die immer früher einsetzende Geschlechtsreife, den schwer kontrollierbaren Einfluss der Konsum- und Medienwelt sowie aufgrund des zunehmend differenzierten Schulsystems, welches die Kinder früher von der Familie separiert, hat sich die Jugendphase deutlich vorgelagert (vgl. Deinet 1992, o.S., zit.n. ebd., S.133f.). So ist der Drang, sich von den Eltern abzugrenzen bereits bei den Neun- bis Vierzehnjährigen erkennbar. Da die Kids in diesem Alter allerdings vielfach noch nicht über die nötige innere Stabilität und Eigenständigkeit verfügen, befinden sie sich oft in einer zwiespältigen psychischen Verfassung im Sinne eines Schwankens zwischen Distanz und Abhängigkeit: Zum einen distanzieren sich die Kids schroff von den Eltern und wollen selbstständig wie Jugendliche sein, und zum anderen signalisieren sie den Erwachsenen, dass sie auf sie angewiesen sind und sie brauchen (vgl. Böhnisch 2008, S.132f.). Bei den Kids lässt sich ein besonderer Drang zu den Gleichaltrigen beobachten. In der Peergroup teilen sie nicht nur die gleichen Wünsche nach Liebe, Sexualität und Selbstständigkeit, sie teilen mit ihr auch Ängste, Gefühle von Scham und tiefer Verunsicherung (vgl. Leonhardt/Schröder 1998, S.23).

Die Postadoleszenz kann als eine biografische Lebensphase charakterisiert werden, in der die kulturelle, politische sowie freizeitbezogene Gestaltung der Lebensform und die Wahl des Lebensstils weitgehend autonom ist und keiner pädagogischen Kontrolle mehr bedarf. Gleichzeitig besteht aber aufgrund verlängerter Schul- und Ausbildungszeiten, Zweit- und Drittausbildungen, schwieriger Übergänge in den Arbeitsmarkt oder Arbeitslosigkeit noch ökonomische Abhängigkeit vom Elternhaus bzw. von sozialpolitischen Alimentierungen. Im

Laufe dieser Lebensphase vollzieht sich in unterschiedlichen Lebensbereichen (Wohnen, Beruf, Partnerschaft, Familiengründung) eine wachsende Verselbstständigung, innerhalb derer nach und nach Korrelate des Erwachsenenstatus erworben werden (z.B. durch Ausbildungsabschluss, Berufseintritt, Partnerbindung etc.). Postadoleszente sind in ihrer längerfristigen Lebensplanung noch offen, unbestimmt und nicht festgelegt; sie sind nur partiell selbstständig (vgl. Ferchhoff 2007, S.88).

2.3. Entwicklungsaufgaben

Wenngleich die Lebensphase Jugend heute komplexer und schwerer abgrenzbar zu sein scheint, so gibt es dennoch gewisse Züge, die gerade in der Zeit zwischen Kindheit und Erwachsenenalter das Denken und Verhalten des Menschen prägen. Körperliche Veränderungen, das Erwachen der Sexualität und der Drang, sich von den Eltern abzulösen, bringen einen emotionalen und kognitiven Prozess mit sich, in dem die Jugendlichen eine Neukonzeptualisierung der eigenen Identität versuchen und ein eigenständiges Wert- und Einstellungssystem entwickeln. Die Gleichaltrigengruppe bietet dabei eine emotionale Basis, die das Ausprobieren neuer Rollen, und Experimente mit gesellschaftlichen Herausforderungen erlaubt.

Die Entwicklungsaufgaben, mit denen Jugendliche im Prozess des Erwachsenwerdens konfrontiert sind, fassten Dreher und Dreher in ihrer Untersuchung zur Bewältigung von Entwicklungsaufgaben zu folgenden Themen zusammen:

- Aufbau eines Freundeskreises zu Altersgenossen beiderlei Geschlechts
- Akzeptieren der eigenen körperlichen Erscheinung
- Aneignung eines Verhaltens, das man in unserer Gesellschaft von einem Mann bzw. von einer Frau erwartet
- Aufnahme intimer Beziehungen zum Partner (Freund/Freundin)
- Loslösung vom Elternhaus / Erwerb von Unabhängigkeit
- Entwicklung einer beruflichen Perspektive und Klarheit darüber, was für die Erreichung dieses Ziels notwendig ist
- Entwicklung von Vorstellungen darüber, wie der Ehepartner und die zukünftige Familie sein sollen

- Über sich selbst im Bild sein: Wissen, wer man ist und was man will
- Entwicklung einer eigenen Weltanschauung: Sich darüber klar werden, welche Werte man hochhält und als Richtschnur für eigenes Verhalten akzeptieren
- Entwicklung einer Zukunftsperspektive: Sein Leben planen und Ziele ansteuern, von denen man glaubt, dass man sie erreichen kann

(vgl. Dreher und Dreher 1985, S.36).

Ausgehend von Havinghurst's Kategorisierung von Entwicklungsaufgaben sind dieser Auflistung noch weitere Punkte hinzuzufügen: Demnach geht es im Prozess des Erwachsenwerdens auch darum, intellektuelle Fertigkeiten und zivile Kompetenz zu entwickeln; auch sozial verantwortungsvolles Verhalten muss erworben werden (vgl. Havinghurst 1948, o.S., zit.n. Grob / Jaschinski 2003, S.24).

Eine weitere, bisher noch nicht erwähnte Entwicklungsaufgabe könnte nach Dreher und Dreher auch darin bestehen, dass Jugendliche ihre jugendspezifische und nonkonformistische „Lizenz zur Aufmüpfigkeit“ zum Zwecke der gesellschaftlichen (Weiter-) Entwicklung und auch der gesellschaftlichen Adaption, Eingliederung und Integration aufgeben (vgl. Dreher und Dreher 1985, S. 64 zit.n. Ferchhoff 2007, S.104).

Nach der ausführlichen Auseinandersetzung mit den Ausprägungen und Aufgaben des Jugendalters drängt sich nun die Frage auf, wann und unter welchen Bedingungen vom Erwachsenenstatus gesprochen werden kann. Im nächsten Kapitel werde ich deshalb der Frage nachgehen, was es überhaupt bedeutet, Erwachsen zu sein und welche Kennzeichen für diesen Lebensabschnitt charakteristisch sind.

3. Erwachsen sein - Versuch einer Begriffsbestimmung

Ähnlich wie die Jugendphase, so ist auch der Erwachsenenstatus hinsichtlich seiner Abgrenzungen und seiner Verlaufsstruktur immer schwieriger zu bestimmen. Versuche einer Definition des Erwachsenseins finden sich in den verschiedensten wissenschaftlichen Fachgebieten.

Aus psychologischer Perspektive ist das Ende der Jugendzeit erlangt, wenn die in Kapitel 2.3. genannten Entwicklungsaufgaben in den verschiedenen Lebensbereichen gelöst sind. Das Konzept der Entwicklungsaufgaben beruht auf einem modernen Entwicklungsverständnis, wonach Mensch und Umwelt sich wechselseitig beeinflussen (vgl. Hurrelmann 1997, S. 34f.). Der Mensch ist in diesem Sinne ein Wesen, das nicht nur passiv auf vorstrukturierte, vorgegebene Bedingungskonstellationen und auf Entwicklungsaufgaben reagiert und antwortet, sondern als kompetent handelndes Individuum seine Umwelt mitgestaltet und verändert (Ferchhoff 2007, S.101). In der Auseinandersetzung mit Entwicklungsaufgaben werden Fertigkeiten und Kompetenzen gefördert, die für eine konstruktive Lebensbewältigung in der Gesellschaft notwendig sind. „Sie sind gewissermaßen ein Bindeglied im Spannungsverhältnis zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Anforderungen“ (Grob/Jaschinski 2003, S.23). Die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben geht für Erik Erikson mit der Herausbildung von Selbstbestimmungsfähigkeit in den relevanten Lebensanliegen einher. Seiner Ansicht nach ist die Jugendphase erst dann abgeschlossen, wenn grundlegende Fragen der Identität beantwortet sind; sich also eine gelungene ‚Ich-Identität‘ entwickelt hat. Diese Ich-Identität bildet sich zum einen über Urvertrauen und Autonomie aus, zum anderen wird sie aber auch aktiv erworben, indem gesellschaftliche Rollen eingeübt und übernommen werden. Auch hier ist ein soziologisch-handlungstheoretischer Bezug erkennbar: Im sogenannten „role-taking“ wird zwar gesellschaftlichen Rollenerwartungen nachgekommen, gleichzeitig kann dabei jedoch eine prinzipiengeleitete und reflexive Distanz zu diesen Normen und Regeln eingenommen werden. Die Rollenerwartungen können im Prozess des sogenannten „role-making“ deshalb auch aktiv verändert werden (vgl. Ferchhoff 2007, S.101f.). Die Entwicklung der Ich-Identität in der Jugend meint den Aufbau eines Konzeptes der Selbstkonsistenz. Die Identitätsfindung im Sinne des Aufbaus einer stabilen und integrierten Persönlichkeitsstruktur versteht Erikson jedoch als lebenslangen Prozess (vgl. Grob/Jaschinsky 2003, S. 18). Näheres zur Identitätsfindung im Jugendalter ist in Kapitel 5.2. beschrieben.

Aus soziologischer Sicht ist das Ende der Jugend dann erreicht, wenn der/die Jugendliche in die neuen gesellschaftlichen Rollen hineingewachsen ist. Damit gemeint sind insbesondere die Rolle im Beruf, in Partnerschaft und Familie, als KonsumentIn und als KulturbürgerIn bzw. politische(r) BürgerIn (vgl. Hurrelmann 1997, S. 42).

Angesichts der Biografisierung stellt sich an diesem Punkt jedoch die Frage, ob die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben bzw. die Übernahme der oben angeführten Rollen am Ende der Jugendzeit wirklich einen abgeschlossenen Prozess darstellen. Für die entwicklungspsychologische, soziologische und erwachsenbildnerische Forschung galt das Erwachsenenalter lange Zeit als Phase, der keine besondere Entwicklungstypik mehr zugesprochen wurde. Heute ist jedoch auch von einer Erwachsenensozialisation die Rede: Biografische Brüche, Bewältigungsprobleme, die sich ständig wandelnde technische und soziale Umwelt und Veränderungen in Berufs- und Familienstrukturen machen es auch im Erwachsenenalter notwendig, sich im Sinne eines Weiterentwicklungsprozesses immer wieder neu zu formieren. In den westlichen Gesellschaften ist in diesem Zusammenhang vom *Lebenslangem Lernen* die Rede. Die Bereitschaft, sich auch im fortgeschrittenen Alter noch beruflich und privat fort- und weiterzubilden, ist für viele wichtig, um am Arbeitsmarkt überhaupt noch mithalten zu können. Zudem ist mit der Biografisierung der Lebensalter vermehrt das Selbst (und nicht die Rollenerfüllung) zum Bezugspunkt der Bewältigung geworden (vgl. Böhnisch 2008, S.211ff.). Auch Hurrelmann (1997) stellt fest, dass „in psychologischer als auch in soziologischer Perspektive (...) der Eintritt in und der Austritt aus der Jugendphase nicht an ein bestimmtes Datum im Lebensalter gebunden werden [kann]. Vielmehr ergeben sich in allen Industrieländern erhebliche Verschiebungen der Zeitpunkte des Übergangs in den einzelnen Teilpassagen, die nicht nur auf biologische oder psychologische Sachverhalte zurückzuführen sind, sondern auch – und meist sogar vorherrschend – auf gesellschaftliche Vorgaben“ (Hurrelmann 1997, S. 48f.). Wenn also die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben und die gelungene Rollenübernahme keine legitimen Abgrenzungsmerkmale zwischen Jugendlichen und Erwachsenen mehr darstellen, worin unterscheiden sich diese Lebensphasen dann?

Ein wesentlicher Unterschied liegt vor allem im Bewältigungskontext. Während Jugendliche in ihrer Lebensplanung meist von Erwachsenen, Institutionen und/oder sozialpolitischen Alimentierungen abhängig sind, erleben sich Erwachsene hinsichtlich ihres Bewältigungskontextes wesentlich autonomer. Ein Nachteil dieser Autonomie liegt darin, dass nicht mehr selbstverständlich auf so viele spezifische Unterstützungsleistungen zurückgegriffen werden kann, wie sie im Jugendalter z.B. durch Schule, Jugendhilfe und Familie gegeben sind. Weil die Jugend dem Vergangenen gegenüber noch eher unbefangen in der gesellschaftlichen Kultur agiert, sind sie sich ihrer Bewältigungskonflikte biografisch meist noch nicht so bewusst. Mit dem Ende der Jugendphase vergehen oder stabilisieren sich

die Konflikte scheinbar automatisch. Diese Unbefangenheit ist im Erwachsenenalter nicht mehr vorhanden. In der Auseinandersetzung mit Bewältigungsproblemen ist es für Erwachsene notwendig, vergangene Lebensphasen für Gegenwart und Zukunft umzuinterpretieren und diese neu in ihr Selbstbild zu integrieren. Da die berufliche und private Biografie nicht mehr so selbstverständlich ineinander überlaufen, müssen auch diese im Leben immer wieder neu aufeinander bezogen und entsprechend neu in das Selbstbild integriert werden (vgl. Böhnisch 2008, S.212ff.). Dabei sind Erwachsene nicht nur hinsichtlich der Lernmotivation, sondern auch bezüglich ihrer Bewältigungskompetenzen stärker auf sich selbst verwiesen. Auch sozialer Ausschluss wird im Erwachsenenalter viel einschneidender erlebt, als im Jugendalter: „Soziale Desintegration gilt bei Jugendlichen als biografisch passager und in gewissem Sinne geradezu als Voraussetzung für die spätere gesellschaftliche Integration, während in der Erwachsenen- und Erwerbsphase soziale Ausgrenzung droht“ (ebd., S.217).

Weitere Merkmale, die gerade für das Erwachsenenalter typisch scheinen, können unter dem Begriff ‚Generativität‘ zusammengefasst werden. Dieser Begriff bezeichnet die biografische Sehnsucht, etwas herzustellen, das dauerhaft ist und bleibt. Diese Sehnsucht kann sich in Form eines Kinderwunsches ausdrücken, aber auch auf die Herstellung von Produkten oder andere soziale und kulturelle Zustände, wie z.B. Familienzusammenhalt oder Zusammenhalt von Freunden, bezogen sein. Hinter diesem Bedürfnis steht der Wunsch nach Vereinbarkeit von Selbsterfüllung und sozialer Anerkennung in der Rollenerfüllung. Stabilität und Dauerhaftigkeit sind für Erwachsene deshalb so wichtig, weil sie die Basis ihrer biografischen Integrität bilden. Die biografische Erfüllung über die Arbeit (z.B. über das eigenhändige Schaffen von Produkten) ist für die Menschen im Zuge der stärkeren Arbeitsteilung im Produktionsprozess aber immer schwieriger geworden. Wenn der Arbeitsbereich eines Menschen nur einen kleinen Teil eines großen Ganzen darstellt, werden Bedeutung und Ertrag der erbrachten Arbeitsleistungen darin immer schwieriger zu finden. Im sozialpädagogischen Diskurs ist in diesem Zusammenhang von der ‚Entfremdung der Arbeit‘ die Rede. Da viele Menschen ihre Arbeit biografisch nicht mehr hinreichend erfüllt, ist an ihre Stelle der Konsum getreten. Der Konsum ist zum Bewältigungsprinzip geworden, durch das die Menschen versuchen, biografische Identitätsarbeit zu leisten (vgl. Böhnisch 2008, S. 214f.). Besitz und Anhäufung materieller Güter werden so zu identitätsbildenden Statussymbolen. In der Sozialen Arbeit nimmt man den Konsum als einen von vielen sozialräumlichen Aspekten wahr, der – besonders im Jugendalter - wesentlichen Einfluss auf

die Identitätsentwicklung hat. Was unter dem Begriff ‚Sozialraum‘ zu verstehen ist, soll im nächsten Kapitel geklärt werden.

4. Der Sozialraum

Der Sozialraum ist ein in der Sozialpädagogik weit verbreiteter Begriff, mit dessen Ausprägungen, Formen und Aspekten sich die Soziale Arbeit auf unterschiedliche Weise auseinandersetzt. In seiner Erörterung ist es zunächst wichtig, zu klären, was unter Raum zu verstehen ist, warum und in welchen Zusammenhängen in der Sozialen Arbeit von Raum die Rede ist und welche Bedeutung dem Sozialraum im menschlichen Sozialisationsprozess zukommt.

4.1. Raum - Sozialer Raum – Sozialraum?

Raum

Der Begriff Raum versteht sich zunächst als Ordnungsinstanz, durch den die Menschen versuchen, die Dinge die sie umgeben zu kategorisieren und begreifbarer zu machen. Die Kategorisierung kann sich sowohl auf die gegenständliche Welt und materielle Güter beziehen, als auch auf soziale Güter oder Menschen. Martina Löw beschreibt Raum in diesem Sinne als „relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten“ (Löw 2007, S. 95).

Doch wie entstehen Räume nun konkret? Wir Menschen haben ein Repertoire an gewohnheitsbedingten Bahnen und Routinen entwickelt, welche uns helfen, unseren Alltag zu gestalten und ihn durch Strukturierungen und Kategorisierungen übersichtlicher und leichter handhabbar zu machen. Über Wahrnehmungs-, Vorstellungs-, oder Erinnerungsprozesse werden soziale Güter, Menschen oder Lebewesen zu Räumen zusammengefasst. Manche dieser raumschaffenden Prozesse laufen unbewusst ab; sie sind automatisierte Strukturierungsleistungen, die ohne Einbeziehung großer Reflexionsprozesse erfolgen, bei anderen wiederum handelt es sich um Sachverhalte, die Handelnde in Worte fassen und

reflektieren können (vgl. Löw 2007, S.96). Die Raumschaffung über Wahrnehmungs-, Erinnerungs-, oder Vorstellungsprozesse wird in der Fachliteratur als *Syntheseleistung* bezeichnet: Eine bestimmte Konstellation von Möbelstücken und die Tätigkeiten der Menschen, die sich darin bewegen, lässt uns beispielsweise den Raum ‚Wohnzimmer‘ erkennen, auch wenn wir zum ersten Mal diese Wohnung betreten (vgl. Budde/Cyprian/Früchtel 2007, S. 199).

Zum anderen entsteht (Sozialer) Raum durch das sogenannte *Spacing*: Dies ist im theoretischen Diskurs der gängige Fachausdruck für das Platzieren von sozialen Gütern und/oder Menschen. Nach Budde et.al. beschreibt „Spacing im Sinne von Errichten, Bauen und Positionierung (...) das Sich-Positionieren von Menschen gegenüber anderen Menschen. (...) Dabei ist der Moment der Platzierung interessant, aber auch die Bewegung zur nächsten Platzierung“ (ebd. 2007, S. 199).

Sozialer Raum

Weil Raum nicht einfach da ist, sondern durch Kategorisierungen von Menschen geschaffen wird, ist er ohne seinen sozialen Kontext nicht denkbar. Raum ist deshalb gleichzeitig immer auch sozialer Raum. Dies wird insbesondere dann deutlich, wenn man der Frage nachgeht, welche Komponenten raumschaffende Prozesse in Gang bringen und diese Räume formen und prägen:

In der Schaffung von Räumen werden immer auch gesellschaftliche Ordnungen vorgegeben. Räumliche Strukturen werden durch menschliche Handlungen geschaffen, wobei diese Handlungen wieder auf den Raum zurückwirken. In diesem Sinne ist „die Dualität von Handeln und Struktur (...) auch die Dualität von Raum“ (Löw 2007, S. 96).

Weil die Art des Handelns sowie gängige Strukturierungsleistungen immer auch zeit- und kulturgebunden sind, gehen Böhnisch und Münchmeier (1990) davon aus, dass eine quasi objektive begriffliche Definition von Raum nicht möglich ist: Nachdem Raum ein sozialer und kultureller Begriff ist, lässt sich „das Verständnis von Raum (...) immer nur in seiner jeweiligen Bedeutung für den Menschen bzw. in dem historisch je konkreten Wechselverhältnis von menschlichem Leben und Raum fassen“ (Böhnisch/Münchmeier 1990, S. 20). In einer umfassenden praktischen und theoretischen Auseinandersetzung mit Räumen

ist es deshalb wichtig, im Sinne eines relationalen Raumverständnisses sowohl die ‚Bausteine‘ des Raumes, soziale Güter und Menschen, als auch deren Beziehung zueinander in den Blick zu nehmen (vgl. Budde/Cyprian/Früchtel 2007, S. 199).

Durch das Spacing, also die Positionierung und Abgrenzung von Menschen gegenüber anderen Menschen, kann ein und derselbe Raum von seinen Nutzern höchst unterschiedlich wahrgenommen werden. Wir erleben einen Raum als Ort, an dem bestimmte Nutzungen von dessen Konstrukteuren vorgeschrieben, andere wiederum verboten sind. In diesem Sinne ist Raum zugleich auch Regelwerk und Verrechtlichung. Raum kann jedoch auch unter dem Aspekt der Vermachtung betrachtet werden, wenn durch dessen Beschaffenheit die Nutzungs- und Gestaltungsmöglichkeiten der Menschen von vornherein beschränkt bleiben. Beispielsweise ist es für Passanten nicht relevant, dass die Sitzbänke in einem Park so geformt sind, dass man darauf nicht liegen kann, für Obdachlose jedoch sehr wohl (vgl. Budde et.al. 2007, S. 202). Wesentlich sind aber auch die Symbolsysteme, die in Räumen wirksam sind. Gemeint sind Bedeutungen, die räumliche Identifikation und somit auch Identität herstellen. Je nachdem, in welchem Stadtviertel ein Mensch angibt zu leben – ob es ein armes, oder ein reiches Viertel ist, ob viele oder wenige Menschen mit Migrationshintergrund dort wohnen – können im Gegenüber bestimmte Vorstellungen, oder Vorannahmen hinsichtlich dessen Lebensweise oder sozialen Status entstehen. Raum setzt in diesem Sinne also auch Zuschreibungsprozesse in Gang (vgl. ebd., S. 202).

Wie aus dem oben beschriebenen relationalen Raumbegriff hervorgeht, werden in der Raumbildung Kategorien geschaffen, in welche Menschen, Gegenstände oder soziale Güter eingeschlossen werden. Wo immer etwas eingeschlossen wird, wird zugleich aber auch etwas ausgegrenzt. Die Möglichkeit, auf Räume zuzugreifen und/oder sie zu verändern, hängt in hohem Maße von den persönlichen sozialen Positionen, Ressourcen und Verhaltensrepertoires ab. Auch materielle Ressourcen, ein materielles und symbolisches Wissen über den Raum, sowie Rang und Zugehörigkeit innerhalb einer Gruppe können die Zugriffs- und Gestaltungsmöglichkeiten von Räumen beeinflussen. Der Einschluss bzw. Ausschluss von Personen in bzw. aus bestimmten Räumen wird dabei meist nicht über Verbote oder sichtbare Sanktionen organisiert, sondern vollzieht sich durch die eigene Wahrnehmung, die Selbstdefinition, sowie durch geschlechts-, klassen-, oder milieuspezifischen Zuschreibungen (vgl. Budde et.al. 2007, S. 200f.).

Für Jugendliche ist es typisch, dass sie die sie umgebenden Örtlichkeiten und Räume auf ganz spezifische experimentelle Art und Weise nutzen. Räume werden häufig nicht nur im Sinne der ihnen zugedachten Funktion benutzt, sondern sie werden umgewidmet in Treffpunktgelegenheiten, in ihrer Beschaffenheit umfunktionalisiert und in ihrer Bedeutung verändert (näheres dazu in Kapitel 6). Aus diesem Grund liegt die Vermutung nahe, dass der implizite oder explizite Ausschluss Jugendlicher aus der ‚Vorhergesehenheit‘ bestimmter Räume von Jugendlichen weniger degradierend als von Erwachsenen wahrgenommen wird.

In der neueren sozialökologischen Forschung wird der Raum nicht mehr nur als räumliche Ordnungskategorie erforscht und betrachtet, sondern er gilt auch als Maßeinheit, mit der soziale Bedeutungen beschrieben werden können. Werlen (1988) ersetzt den Begriff ‚Raum‘ durch den Begriff ‚Region‘ bzw. ‚Territorium‘ und meint damit nicht nur den physisch-materiellen Aspekt, sondern vielmehr die Handlungssituation bzw. den Handlungskontext eines Menschen. Vor allem die Bedeutungen, welche die Menschen den Räumen zuschreiben, sowie die Frage nach deren Funktion im Sinne der Alltagsbewältigung stehen hier im Vordergrund (vgl. Reutlinger 2003, S. 74ff).

Sozialraum

Ist in der Sozialen Arbeit vom Sozialraum die Rede, bezieht sich dieser Begriff meist „auf einen sozialgeografisch abgrenzbaren Lebensraum – einen Stadtteil, ein Viertel, ein Dorf-, einen Lebensraum von Menschen, der durch strukturelle oder soziale Merkmale abgrenzbar ist. In der Jugendarbeit spricht man oft von einem ‚Einzugsbereich‘ und meint damit den Sozialraum, in dem eine Einrichtung liegt und aus dem die Kinder und Jugendlichen kommen, die eine Einrichtung besuchen“ (Deinet 2002a, S. 155f.).

Dieses Verständnis basiert auf dem viel diskutiertem Modell der Sozialraumorientierung, welches ein neues Konzept in der Planung und Organisation sozialer Dienstleistungen darstellt. In diesem werden Städte in einzelne Sozialräume unterteilt, innerhalb derer soziale Dienstleistungen und Angebote effektiver offeriert und vernetzt werden sollen. Durch fortlaufende Evaluation und Analyse des Sozialraums wird versucht, Lebensräume möglichst realitätstreu und wirklichkeitsnah abzubilden. Von diesem Abbild ausgehend versucht man in der Kinder- und Jugendarbeit, an die Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen anzudocken, Lücken hinsichtlich sozialer Dienstleistungen (wieder) zu füllen, Angebote der

Freizeitgestaltung bereitzustellen und Präventionsmaßnahmen gegen Sucht, Gewalt, Kriminalität u. a. zu installieren.

Deinet (2002) warnt davor, in einer sozialräumlich orientierten Kinder- und Jugendarbeit den Begriff des Sozialraums mit dem der Lebenswelt der Heranwachsenden gleichzusetzen, da eine solche undifferenzierte Betrachtung in der Sozialen Arbeit zu kurz greifen würde. Auf den folgenden Seiten werde ich deshalb auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten der beiden Begriffe näher eingehen.

4.2. Sozialraum – Lebenswelt

Die beiden Begriffe Sozialraum und Lebenswelt kommen in der Sozialen Arbeit sehr oft vor und erscheinen einander auf den ersten Blick sehr ähnlich. Da sie aber unterschiedliche Zugänge zur Realitätserschließung in der Sozialen Arbeit beschreiben, müssen sie differenziert betrachtet werden.

Im Unterschied zum Sozialraum ist der Begriff der Lebenswelt in der Sozialen Arbeit stärker subjektbezogen und lässt sich nicht auf einen sozialgeografisch abgrenzbaren Bereich einschränken. Er wird als psychosoziale Kategorie verstanden und nimmt vor allem die Lebensbezüge des Menschen in den Blick. Das Konzept der Lebenswelt ist ein Ansatz der verstehenden Soziologie, der davon ausgeht, dass einzelne Individuen aber auch soziale Gruppierungen oder Kulturen ihre Lebenswelt mit spezifischen Deutungen versehen. Diese Sinnbezüge bestimmen ihr Handeln. Weil die Lebenswelt eines Menschen individuell ist und sich je nach Mobilität eines Individuums räumlich in andere Regionen ausdifferenzieren kann, ist der Begriff meist nur zum Teil mit dem jeweiligen Sozialraum deckungsgleich. Die Ausdifferenzierung der Lebenswelt in einzelne Regionen außerhalb des Wohnortes bezeichnet man auch als *Verinselung*. Besucht ein Jugendlicher beispielsweise eine Schule, die vom Wohnort weiter entfernt liegt, und verbringt er seine Nachmittage im dort angrenzenden Schülerhort, so wird die Wohnregion vermutlich nur einen zeitlich und sozial geringen Anteil an seiner Lebenswelt einnehmen. Ist ein Jugendlicher jedoch in seiner Mobilität eingeschränkt und verbringt er Schul- und Freizeit in der Nähe des Wohnortes, stehen Lebenswelt und Sozialraum stärker in Übereinstimmung (siehe dazu auch Kapitel 6.5.).

Nach Baake erschließt sich die Lebenswelt eines Jugendlichen „im Längsschnitt seiner Biographie und im Querschnitt der verschiedenen ökologischen Zonen und Bereiche. Jugendliches Erleben wird als Ganzheit in sinnstiftenden (oder auch sinnversagenden!) Umräumen (...) aufgefasst“ (Baake 1980, S. 500, zit.n. Böhnisch/Münchmeier 1990, S. 60). Eine Analyse der sozialräumlichen Lebenswelt ist also ohne Miteinbeziehung der Biografien der Jugendlichen sowie der sinnstiftenden Bedeutungen, die sie Räumen geben, für ein umfassendes Verständnis der Adoleszenz nicht denkbar.

4.3. Sozialraumanalyse – Lebensweltanalyse

In der Sozialraumanalyse geht es vor allem darum, ein Gebiet als Lebensraum, Quartiersheimat und sozialen Mikrokosmos zu erfassen, in dem sich globale gesellschaftliche Entwicklungsprozesse und Versäumnisse widerspiegeln und brechen. Ziel der Sozialraumanalyse ist es, ein „umfassendes integriertes kleinräumiges und aktuelles soziales Planungsinformationssystem“ zu schaffen (Deinet 2002a, S. 157). Dieses soll der Jugendhilfe und Sozialplanung als wesentliche Grundlage dienen. Deinet (2002) kritisiert, dass in der sozialräumlich orientierten Kinder- und Jugendarbeit Faktoren wie Verinselung und Mobilität zu wenig Beachtung finden. Damit würden wesentliche subjektbezogene und qualitative Aspekte vernachlässigt (vgl. ebd., S. 156).

Im Unterschied zur Sozialraumanalyse fragt die Lebensweltanalyse nicht nur nach Struktur und Beschaffenheit der kindlichen bzw. jugendlichen Lebensräume; sie interessiert sich vor allem für deren Qualität. Mittels qualitativer Methoden wird versucht, die Bedeutungen von Orten und Räumen zu erfassen und die Sinnbezüge, die bei der Aneignung von Räumen hergestellt werden zu berücksichtigen (vgl. Deinet 2002a, S. 157ff.).

Nachdem es in meiner Arbeit unter anderem um die Bedeutungen, Chancen und Gefahren geht, die in jugendlichen Sozialräumen liegen, kommen in meiner Untersuchung qualitative Forschungsmethoden aus der Lebensweltanalyse zum Einsatz. Die Sozialräume der Jugendlichen werden unter Berücksichtigung von Verinselung und Mobilität, sowie unter Berücksichtigung von strukturellen (z.B. Einschränkung des Handlungsraums, Entfernungen) und subjektbezogenen (z.B. Ethnie, Geschlecht) Faktoren untersucht und analysiert.

4.4. Sozialer Raum und Soziale Arbeit

Der Soziale Raum erstreckt sich in der Sozialen Arbeit auf mehrere Ebenen, je nachdem welcher Aspekt im Mittelpunkt der Betrachtung steht:

Auf der Ebene des *Individuums* ist die eigene Person Ausgangspunkt der Wahrnehmung: Im Blickfeld sind hier die subjektiven Wirkzonen, die aus der je subjektiven Bedeutung des Raumakteurs entstehen. Sein Aktionsfeld im Raum, seine individuellen Stärken und Kompetenzen, sowie seine erfahrene soziale Teilhabe beeinflussen Raum und Raumwahrnehmung gleichermaßen. Der konkrete Raum ist ausgehend von dieser Betrachtung in seiner Bedeutung zweitrangig; er verändert sich mit den Menschen, die darin leben und wirken. Ein wesentlicher sozialräumlicher Aspekt auf individueller Ebene ist die Wirkzone eines Menschen: Je weitreichender sie ist, desto größer sind dessen Interaktions- und Teilhabechancen. Die individuelle Wirkzone umfasst Netzwerke, Verwandtschaften, Nachbarschaften und alle anderen Orte, an denen sich Vernetzungen kristallisieren. Die Wirkzone eines Menschen wird beeinflusst von äußerlichen Rahmenbedingungen wie Verkehrswege, Mietpreise, kommunale Ordnungen, infrastrukturelle Ausstattung und vieles mehr. Integration und Segregation werden an der individuellen Wirkzone zwar deutlich, ‚erzeugt‘ werden sie aber meist andernorts (vgl. Budde et al. 2007, S. 16). Nach Budde et.al. verstehen die Menschen den Sozialraum sowohl als „Wohnort, Interaktionsraum und Infrastruktur für den Alltag, aber auch in seinen symbolischen Qualitäten als Heimat, Möglichkeitsspielraum und Identitätsvermittler“ (ebd., S. 16).

Wenn ein Ort aufgrund gemeinsamer Interessen und Bedeutungszuschreibungen von mehreren genutzt wird, kann man den Sozialen Raum unter dem Aspekt des *Netzwerkes* betrachten. Hier versteht sich Sozialer Raum als Verbindungsmoment von Individuen. Es geht dabei um die Beziehungen zwischen Personen sowie um die Potentiale, die diese Verbindungen beinhalten. Das bedeutsamste Potential ist die Möglichkeit zur gemeinsamen Aktion: Menschen schließen sich beispielsweise zusammen und machen sich die Straße im Zuge einer Demonstration zu Eigen. Sozialer Raum auf der Ebene des Netzwerkes betrachtet, ist das Ergebnis von Vernetzung und Abgrenzung, aber auch von Aneignung und Enteignung (vgl. Budde et al. 2007, S. 17).

Sozialen Raum kann man auch auf der Ebene von *Organisationen* betrachten. Wenn Organisationen, Institutionen oder Verbände sich für bestimmte Themen, Bedürfnisse und Zugänge zuständig machen, gestalten und beeinflussen sie die Räume nicht nur aktiv, sondern sie legen auch die Zugangsmöglichkeiten zu diesen Räumen fest. Die Faktoren, welche eine Organisation als Sozialen Raum beschreibbar machen, sind vor allem die Erwartungen, welche die Adressaten an eine Organisation haben dürfen. Die Planungs- und Steuerungselemente innerhalb von Organisationen machen den Sozialen Raum in erster Linie zu einem Macht- und Entscheidungsraum, sowie zu einem Interventions- und Gestaltungsraum (vgl. ebd., S. 18f.).

Zuletzt gilt es noch, die *Sozialstruktur* in den Blick zu nehmen, die zwar eine breitere Betrachtungsweise des Sozialraumes darstellt, den Raum jedoch nicht weniger beeinflusst als die zuvor beschriebenen Faktoren: Pierre Bourdieu (1987) beschreibt in seinem Werk „Die feinen Unterschiede“ wie durch die Sozialstruktur Soziale Räume geschaffen werden, die die Zugriffs- und Gestaltungsmöglichkeiten einiger Menschen von vornherein limitieren. Je nach Ausmaß des ökonomischen, kulturellen und symbolischen Kapitals der Menschen unterscheiden sich deren Chancen zur Raumaneignung (vgl. Budde et.al. 2007, S. 19f.).

Elemente der Sozialstruktur sind die örtliche Auslegung des Sozialrechtes, die sozialstaatlichen Normalbiografien, die öffentliche Meinung, Werte, Normen und Traditionen; also all jene Elemente, die den gesellschaftlichen Kontext beschreiben. In der Sozialen Arbeit auf sozialstrukturell-sozialpolitischer Ebene ist es wichtig, ungleiche Verteilungen von Einfluss, Besitz und Entwicklungschancen ins Blickfeld zu nehmen und im Sinne sozialer Gerechtigkeitsideale zu agieren (vgl. ebd., S. 25).

Generell kommt es bei Sozialräumen weniger auf die geografische Vermessung an, sondern vielmehr auf die „Prozesse, in denen Räume entstehen, die Effekte, die von diesen Aufteilungen ausgehen, die Interessen und Konstruktionspläne, die dahinter stehen, und die Frage, wer die Akteure dabei sind und wie sie zu beeinflussen sind. Es geht weniger darum, Räume zu beschreiben, als sie zu öffnen, sie in ihrer Konstruiertheit zu erkennen, Dekonstruktionen und Neukonstruktionen zu organisieren“ (Budde et.al. 2007, S. 200).

Böhnisch/Münchmeier (1990) definieren den Begriff Raum unter sozialpädagogischem Aspekt, indem sie den Begriff in ihren verschiedenen, für die Pädagogik relevanten

Verwendungszusammenhängen aufschlüsseln. So kann Raum in der Sozialen Arbeit gesehen werden als

- Schutz- bzw. Schonraum: Thematisiert wird hier das Gefährdungspotential, das in Räumen steckt.
- Lernen bzw. Lernort: In diesem Zusammenhang wird das Anregungs- und Erfahrungspotential, das in Räumen steckt, thematisiert
- Integration bzw. Segregation: Hier stehen die sozio-kulturellen Lebensformen und Lebensmöglichkeiten im Vordergrund
- Praxis- bzw. Handlungsort: Hier geht es um individuelle oder kollektive Interessensvertretung, Partizipation usw.

Zudem kann der Soziale Raum noch unter der Prämisse der Wiederaneignung betrachtet werden. Dieser Begriff findet sich in den letzten Jahren immer häufiger und thematisiert Räume in ihrer mangelnden Zugänglichkeit, und in ihren verborgenen oder verschlossenen Lebensmöglichkeiten (vgl. Böhnisch/Münchmeier 1990, S. 30).

Von den eingangs beschriebenen vier Dimensionen des Sozialen Raumes stehen in meiner Arbeit hauptsächlich das Individuum sowie dessen Netzwerke im Zentrum der Betrachtung. Eruiert werden neben dem sozialräumlichen Aneignungsprozess sowohl die Bedeutungen, die die Jugendlichen den von ihnen genutzten Räumen zuschreiben, als auch die Qualität und Ressourcen der sie umgebenden Netzwerke. Die Ebene der Organisation findet insofern Beachtung, als dass versucht wird, Wirksamkeit und Erreichbarkeit institutioneller Hilfsmaßnahmen des Vereins „Neustart“ transparent zu machen. Darüber hinaus finden auch etwaige andere in Anspruch genommene (institutionelle) Hilfeleistungen Beachtung.

5. Die Bedeutung des Raumes in der Jugendphase

Der Soziale Raum, das Lokal-Räumliche spielt gerade im jugendlichen Sozialisations- und Selbstfindungsprozess eine wichtige Rolle. Anders als die Erwachsenen, sind Jugendliche noch nicht in der Lage, sich über gesellschaftliche Rollen, Funktionen und Statuspositionen sozial zu definieren. Ihre berufliche und private Zukunft ist noch nicht festgelegt und sie sind in der Entwicklung und Erprobung ihres Selbstbildes hauptsächlich auf die Gegenwart und dessen räumliche Möglichkeiten verwiesen. Das Sozial-Räumliche ist also untrennbar verbunden mit der jugendlichen Identitätsentwicklung sowie mit der Herausbildung des Lebensstils. Darüber hinaus ist die Orientierung am Sozialraum auch eine wesentliche Bewältigungsstrategie für Heranwachsende, um sich in einer individualisierten und pluralisierten Gesellschaft zurechtzufinden und entwickeln zu können. Auf welche Weise sozialräumliche Aspekte hier eine Rolle spielen, zeigt das nächste Kapitel.

5.1. Sozialräumliche Orientierung als Bewältigungsstrategie

Wie in Kapitel 2.1. schon kurz beschrieben wurde, galt die Jugend bis in die 70er und frühen 80er Jahre als Schon-, und Experimentierraum. Böhnisch beschreibt diesen Schonraum anhand einer Entwicklungsdimension, die in ihrer Räumlichkeit als Innen- und Außenverhältnis sichtbar wird: Früher wurde die innere Entwicklung vom äußeren Bereich geschützt; Aufgabe der Erziehungs- und Bildungsinstitutionen war es, die Jugend vor sozialen Problemen zu schützen und ihnen eine Lebensart für die damalige Welt vorzugeben. Erst im Übergang zur Erwachsenengesellschaft (welcher in der Regel erst mit dem Eintritt ins Berufs- und/oder Familienleben begann) wurde das Erkunden des äußeren Raumes wichtig. Dieser Übergang war fest umrissen und klar geregelt. Die Jugendlichen sollten gute Leistungen erzielen, damit sie es später ‚zu etwas bringen‘. Die Devise hieß: ‚Besser heute auf etwas verzichten, und dafür morgen etwas haben‘. Noch vor einigen Jahrzehnten konnte man in dieses Prinzip vertrauen; die Chance, bei guter Leistung später auch ein gesichertes Einkommen zu beziehen, war relativ groß. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen von heute verlangen von den Jugendlichen Anderes: Durch die Pluralisierung und Individualisierung von Lebenslagen besitzen die Menschen mehr Möglichkeiten, ihre

Biografie individuell zu gestalten. Mit der Pluralisierung der biografischen Gestaltungsmöglichkeiten zerfiel jedoch auch die stufenweise ‚soziale Integration‘ der Jugendlichen in die Gesellschaft: Die jungen Menschen sehen sich heute gezwungen, möglichst früh biografische Identitätsarbeit leisten zu müssen, um am globalisierten Arbeitsmarkt mithalten zu können. Trotz dieser Anstrengungen ist ihnen eine gesicherte Zukunft keineswegs garantiert: Die Konkurrenz am Arbeitsmarkt ist groß und die Entstrukturierung der Lebensläufe erzeugt Wettbewerbstendenzen, denen sich gerade Jugendliche oftmals nicht gewachsen fühlen. Zudem wird im Zeitalter der individualisierten Lebensführung ‚Versagen‘ in und von der Gesellschaft mehr denn je als ‚persönliches Versagen‘ bewertet und weniger als Ergebnis des Versagens von Institutionen (vgl. Böhnisch 2008, S. 170ff.). Die heutigen Erziehungs- und Bildungsinstitutionen können an dieser Stelle wenig ausrichten, um der um sich greifenden Unsicherheit der Jugendlichen entgegenzuwirken. In ihrer Funktion als Bewältigungsinstrument für die Jugendlichen werden die Erziehungs- und Bildungsinstitutionen mehr und mehr brüchig.

Auch die Familie ist keine soziale Schutzzone mehr, innerhalb derer sich Jugendliche auf die Anforderungen der Systeme außerhalb der Familie vorbereiten können. Heute steht die Familie neben anderen Bildungs- und Erziehungs-, Konsum-, und Freizeiteinrichtungen, wodurch ihre Rolle an Gewicht verloren hat. Durch das unmittelbare Eindringen der Informations- und Unterhaltungsangebote der Massenmedien wird ihre eigenständige Rolle ebenfalls geschwächt. Auch die Gleichaltrigengruppe hat nicht die Kraft, eine vorbereitende und ausgleichende Rolle für die Heranwachsenden zu erfüllen. Letztlich trägt jede/r Heranwachsende „die Last und die Verantwortung der Koordination der divergierenden Handlungsanforderungen mit ihrer breiten Vielfalt von Optionen und den damit notwendigerweise einhergehenden Entscheidungsschritten für sich allein“ (Hurrelmann 1997, S. 291).

Ein weiterer Aspekt, der den jugendlichen Schonraum brüchig werden ließ, ist das frühe und verstärkte Eindringen der Medien in die Kindheit und Jugend: Während einst Kinder und Jugendliche die Welt hauptsächlich auf eigene Faust entdeckten und von anderen Kulturen, Werten und Normen weitgehend isoliert aufwuchsen, lernen sie heute die Welt gleichzeitig auch über die Medien kennen. Diese bilden eine neue sozialräumliche Dimension der Persönlichkeitsentwicklung, in der Raum „der Inbegriff des Nebeneinander, des Aufeinander-

Bezogeneins, [und] der Gleichzeitigkeit sozialer Phänomene [darstellt]“ (Böhnisch/Münchmeier 1990, S. 19).

Die Herausforderungen, denen sich Jugendliche im Zuge der Auflösung der traditionellen Milieus stellen müssen, führen dazu, dass zusätzlich zu den Entwicklungsaufgaben häufig auch Probleme in der Alltagsbewältigung auftreten. Die Jugendlichen stehen diesen Problemen aber nicht völlig hilflos gegenüber. Sie haben Anpassungs- und Bewältigungsstrategien entwickelt, die ihnen helfen, mit den neuen Unsicherheiten umzugehen: Böhnisch (1990) stellt in diesem Zusammenhang fest, dass sich die Jugendlichen heute in ihrer Lebensführung stärker an der Gegenwart und an ihrem sozialräumlichen Umfeld orientieren. Denn „wo die Vergesellschaftung des Raumes durch Institutionen bzw. Infrastrukturen brüchig wird, wird der Mensch auf den sozialen Raum als solchen zurückgeworfen (...)“ (Böhnisch/Münchmeier 1990, S.23).

Die Gegenwartsorientierung der Jugendlichen findet ihren Ausdruck also vor allem in einer verstärkten sozialräumlichen Orientierung. Diese ist eine bedeutende Form der Lebensbewältigung. Sie bietet sich aber auch als Bewältigungsform für den Umgang mit Gleichzeitigkeit an und kann das Ausbalancieren von allgegenwärtigen Ambivalenzen ermöglichen: Während im traditionellen Sinne Jung-sein früher hieß, heute auf etwas zu verzichten damit man morgen etwas hat, leben und orientieren sich viele Jugendliche heute nach der entgegengesetzten Devise: Da sie sowieso nicht genau wissen, was die Zukunft bringen wird, wollen sie sich heute etwas leisten und dabei möglichst auf nichts verzichten; sie führen verstärkt ein Leben im ‚Jetzt‘. Nachdem in Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen aber das traditionelle Lern- und Leistungsprinzip (leiste heute etwas, damit später aus dir etwas wird) nach wie vor gegenwärtig ist, stehen die Jugendlichen vor der Aufgabe, die alltäglichen Widersprüchlichkeiten dieser entgegengesetzten Jugendbilder auszubalancieren und zu bewältigen (vgl. Böhnisch 1993, S.153ff.). Den Widerspruch, der sich aus dem Prinzip des Bedürfnisaufschubs von Schule/Universität einerseits und dem Paradigma gegenwartsorientierter Lebensgestaltung andererseits ergibt, können die Jugendlichen erst dadurch bewältigen, „dass sie sich in ihnen [Anm. der Verfasserin: den Ausbildungsinstitutionen] räumlich orientieren und sie hinter dem Rücken der Akteure zu Räumen machen. Sie lassen sie zu Orten ihrer eigenen Reproduktion werden: Sie widmen sie um in Treffpunktstrukturen, sie entwickeln rund um sie herum und aus ihnen heraus Unterstützungsnetze, sie verlebendigen sie zur Gelegenheitsbörse. So gelingt es ihnen, Schule

und Universität, Familie und Ausbildungsort institutionell ernst zu nehmen und trotzdem in ihnen und mit ihnen zu leben. (...) Jugendliche bringen es über eine sozialräumliche Dimension fertig, mit der Schule zu rechnen und gleichzeitig anders, als es in der Schule angelegt ist, zu leben“ (Böhnisch/Münchmeier 1990, S.20).

Auch Ambivalenzen, die sich aus unterschiedlichen Rollenanforderungen ergeben, werden sozialräumlich verarbeitet indem verschiedene Rollen an verschiedenen Orten getrennt voneinander erprobt und ausgelebt werden.

Jugendliche sind zwar ökonomisch meist noch von den Eltern abhängig, dennoch besitzen viele von ihnen schon eine gewisse soziokulturelle Selbstständigkeit. Bereits Kids suchen in ihrem beginnenden Unabhängigkeitsdrang nach Räumen, die außerhalb der Kontrolle von Eltern und Schule liegen und nicht durch die Funktionszwänge der Erwachsenenwelt besetzt sind. Der relativ früh einsetzende Drang nach Selbstständigkeit ist nach Böhnisch u.a. sowohl Ausdruck als auch Folge des frühen biografischen und medialen Ausgesetztseins der Jugendlichen (vgl. Böhnisch 2008, S.132ff.). Die schrittweise Aneignung der sie umgebenden Örtlichkeiten und Räume wird in Kapitel 6 genauer beschrieben.

In der Postadoleszenz wird das Elternhaus oft zu einem wichtigen Ort der Gelegenheitsstruktur; die Jugendlichen halten sich sozusagen die ‚Option Elternhaus‘ offen für den Fall, dass sie in und an ihrer Lebensplanung scheitern (vgl. Böhnisch/Münchmeier 1990, S. 19f.). Generell werden die ‚sozialen Spielräume‘, die Jugendliche haben, bzw. die sie sich selbst aufbauen können, umso wichtiger, je mehr ‚eigenständige‘ Probleme im Leben der Jugendlichen zu bewältigen sind. ‚Soziale Spielräume‘ sind zum Beispiel Soziale Netzwerke, das Wissen, wo man etwas bekommen kann und wo einem weitergeholfen wird und/oder die Reaktivierung von Verwandten und Großeltern (vgl. ebd. S.53). Als Bewältigungsstrategie nutzen die Jugendlichen „das *gesamte Netzwerk an Unterstützung*, das sich aus dem Zusammenspiel der verschiedenen Institutionen und Organisationen bildet, in das sie einbezogen sind“ (Hurrelmann 1997, S. 292).

5.2. Identitätsentwicklung - Sozialraum - Lebensstil

Identität

Hurrelmann versteht Identität als das Empfinden und Erleben situations- und lebensgeschichtlicher Kontinuität: „Von Identität kann gesprochen werden, wenn ein junger Mensch über verschiedene Handlungssituationen und über unterschiedliche lebensgeschichtliche Einzelschritte der Entwicklung hinweg eine *Kontinuität des Selbsterlebens* wahr“ (Hurrelmann 1997, S. 36). Um eine solche Kontinuität erleben zu können, müssen die Fähigkeiten der Selbstwahrnehmung, der Selbstbewertung und der Selbstreflexion entwickelt sein. Für die Herausbildung von Identität in diesem Sinne ist es notwendig, eine Balance zwischen den verschiedenen Anforderungen von innen und außen herzustellen. Motive, Bedürfnisse und Interessen müssen koordiniert und strukturiert werden. Aus entwicklungspsychologischer Perspektive sind erst in der Jugend die kognitiven Voraussetzungen gegeben, ein stabiles Selbstbild zu entwickeln, wobei „im Jugendalter die Prozesse der Individuation und Identitätsbildung nicht abgeschlossen [werden]; (...) sie kommen zu einem zumindest vorläufigen ersten Abschluß (sic!), der die Basisstruktur für spätere Umformungen und Weiterentwicklungen setzt“ (Olbrich 1984, o.S., zit.n. Hurrelmann 1997, S. 37).

Die Identitätsentwicklung bezieht sich aber nicht nur auf die Realität von Körper und Psyche, sondern auch auf die äußere Realität: Die sozialen Vorgaben und Orientierungen aus der sozialen Umwelt, das von der Erwachsenengesellschaft angebotene Weltbild wird für die Herstellung und Bewahrung eines subjektiven Lebenssinns herangezogen. Die Widersprüche und Ambivalenzen, die sich in diesem Prozess auftun, können Auslöser für heftige Orientierungs- und Selbstwertkrisen sein (vgl. Hurrelmann 1997, S. 37f.).

Der Sozialraum als identitätsbildende Komponente

Die Art und Weise, wie sich Jugendliche Räume zu eigen machen, wie sie sich in ihnen inszenieren und darin interagieren, steht in engem Zusammenhang mit der Herausbildung ihrer Identität. Auch diese ist vor dem Hintergrund der Individualisierung und Pluralisierung heute weniger institutionell erfahrbar geworden (z.B. in Schule, Ausbildung und Arbeit): Weil

die Auflösung der traditionellen Milieus und die Aufweichung von verbindlichen Lebensführungsmustern es für die Menschen immer schwieriger macht, ein stabiles Selbstbild zu entwickeln, sind es vielmehr die Orte und Räume, an denen man sich aufhält, sowie die impliziten Bedeutungen, die diesen Räumen zugeschrieben werden, anhand welcher ihre Identität für sie erfahrbar wird. Nach Böhnisch und Münchmeier (1990) kann man sozialräumliche Identität „nicht im herkömmlichen bildungstheoretischen Sinn über ‚Lernen‘ ausbilden, [sondern] man muss sich erst als Person sozialräumlich definieren, verstehen können: Sich im Raum zu anderen in Beziehung setzen, ‚erkennbar‘ werden, sich ‚bemerkt‘ machen, sein Leben ‚zeigen‘“ (Böhnisch/Münchmeier 1990, S. 17).

Im Prozess der schrittweisen Rauman eignung bzw. im Zuge jugendlicher Identitätsfindung kommen Räumen zunächst zwei wesentliche Bedeutungen zu: Zum einen handelt es sich um *Rückzugsräume*: Auf öffentlichen Plätzen können sich Jugendliche der Kontrolle und Beobachtung der Erwachsenen entziehen. Sie können die Räume verändern, erproben, umfunktionalisieren und nach eigenen Bedürfnissen gestalten. Zum anderen handelt es sich um *Interaktionsräume*: So wichtig es für Jugendliche ist, Räume für sich zu erobern und auszuprobieren, so wichtig ist es für sie auch, gesehen zu werden, andere Jugendliche zu treffen sowie öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen. Damit setzen sie sich auf die ihnen eigene Art mit den Erwachsenen auseinander. Wie Leonhard und Schröder (1998) feststellen, widersprechen sich die „Funktionen und Charakteristika der Plätze (...) nicht; sie spiegeln vielmehr die unterschiedlichen Bedürfnisse und Wünsche der Teenager wider: Einerseits sich weg von den Erwachsenen hin zu ein Gleichaltrigen zurückziehen zu können, und andererseits in einer Berührung bzw. Konfrontation mit der Erwachsenenwelt geraten zu wollen. Man möchte sich zur Schau stellen, man möchte gesehen werden und man möchte beachtet werden – und das oftmals am liebsten auf eine ablehnende und distanzierte Art“ (Leonhard/Schröder 1998, S. 43f.).

Die erfahrene Selbst- und Fremdwahrnehmung, die sich im Zuge der Auseinandersetzung mit der räumlichen und sozialen Welt ergibt, formt den Charakter und wirkt identitätsbildend. Eine weitere identitätsbildende Kategorie, die zugleich auch als sozialräumlicher Aspekt zu verstehen ist, ist der Konsum. Der verstärkte Konsum von Gütern und Freizeitangeboten ist eine Folge der Globalisierung und erfüllt das Bedürfnis der Jugendlichen nach gegenwartsorientierter Lebensführung. Böhnisch und Münchmeier (1990) gehen davon aus, dass Jugendliche in der Demonstration und im Ausleben ihrer Selbstständigkeit heute weniger

als früher darauf angewiesen sind, sich von der Familie und der Erwachsenenwelt besonders abzugrenzen, da sie den Konsum als ‚Raum‘ wahrnehmen, in dem sie ihre Selbstständigkeit ausleben können, ohne mit elterlichen Abgrenzungsproblemen konfrontiert zu sein. Die ausdrucksintensiven, unverbindlichen und gegenwartsorientierten Konsumräume, wie wir sie heute vorfinden, ermöglichen es den Jugendlichen, sich in ihnen in ihrer eigenen sozialräumlichen Mobilität zu bewegen und zudem durch deren Inanspruchnahme einen bestimmten sozialen Status nach außen zu tragen (vgl. Böhnisch/Münchmeier 1990, S. 55). Der Konsum als Raum ist aber nur einer von mehreren Möglichkeiten der Jugendlichen, ein „Leben im Jetzt“ zu führen und wird in meiner Arbeit nur am Rande Beachtung finden.

Lebensstil

Identität bildet sich im Jugendalter also vor allem durch die Inszenierung der eigenen Person im öffentlichen Raum. Für Heranwachsende ist es wichtig, einen bestimmten Lebensstil nach außen zu tragen, mit dem sie sich identifizieren und zugleich mit der Welt in Beziehung treten können. Eine wichtige Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Gleichaltrigengruppe: Hier werden gemeinsam Lebensstile erprobt, Handlungsorientierungen geschaffen und Sinnbezüge entwickelt, „mit denen sich die Cliquenmitglieder von anderen Jugendlichen und der übrigen sozialen Umwelt abgrenzen und so ihre Identität stabilisieren“ (Krappmann 1991, o.S. zit.n. Hurrelmann 1997, S. 153).

Geht man der Frage nach, wo sich Jugendliche aufhalten und wie sich in diesen Räumen bemerkbar machen, wird ersichtlich, dass sozialer Raum und soziale Praxis von Jugendgruppen stark miteinander verbunden sind. Die Lebensstile der Heranwachsenden geben den Räumen einen Charakter, sie verschaffen ihnen Bedeutungen und eigenständige Strukturen. Umgekehrt wird der Lebensstil ebenso vom Raum beeinflusst.

Die öffentlichen Räume, die die Jugendlichen als Treffpunkte nutzen, werden nach bestimmten Prinzipien ausgewählt und haben klare Grenzen, die für die Passanten nicht unbedingt sichtbar sind. Für Außenstehende gestaltet es sich meist schwierig, in ein solches Cliquenterritorium einzudringen. Der öffentliche Raum wird von der Gruppe benutzt, umgewidmet und verändert: Unterschiede und Abhebungen zu anderen Menschen werden akzentuiert; dadurch kommt es zur Betonung der eigenen Identität. Die Jugendlichen erproben in der Öffentlichkeit einen Lebensstil; sie nutzen Räume, um dort ihre Selbstständigkeit

auszuleben, um sich darstellen und darin widerspiegeln zu können (vgl. Böhnisch/Münchmeier 1990, S. 54). Dabei ist es ihnen wichtig, einer ganz bestimmten Lebensphilosophie zu entsprechen. Bestimmte Symbole und Zeichen werden nach außen getragen um Einheit und Zugehörigkeit zu demonstrieren. Trotz der auffälligen Abgrenzungsbestrebungen ist die jugendliche Subkultur aber nach Böhnisch nicht von der Erwachsenenkultur losgelöst. Sie ist nur anders gerichtet, weil sie sich nicht an Institutionen und Rollen, sondern an raumbezogenen Stilen orientiert (vgl. Böhnisch 2003, S. 181).

Die meisten Postadoleszenten im städtischen Raum leiden unter einem Mangel an sozialen und kulturellen Räumen, in denen sie ihren Status zwischen Jugend- und Erwachsensein gestalten könnten. Auch gibt es kaum mehr gesellschaftlich anerkannte Lebensmuster, an denen sie sich orientieren können und auf die sie zurückgreifen können. Postadoleszente befinden sich in einer ambivalenten Verfassung: Einerseits wollen sie meist keine Jugendlichen mehr sein, andererseits fühlen sie sich aber noch nicht der Erwachsenenwelt zugehörig, weil sie sich mit deren festen Rollen- und Institutionenzugehörigkeit noch nicht identifizieren können bzw. wollen. Häufig möchten die Postadoleszenten „Lebensmuster aus der Jugendzeit beibehalten, (...) gleichzeitig [haben sie aber auch den Wunsch] ihre Eigenständigkeit auch materiell und sozial [zu] demonstrieren: durch eigene Versorgung, Aufbau eigener sozialer Netze und vor allem durch eine eigene Wohnung“ (vgl. Stauber/Walther 2002, o.S., zit.n. Böhnisch 2008, S. 206).

Vor allem in Großstädten haben junge Erwachsene mit noch nicht abgeschlossener Ausbildung und/oder prekären Arbeitsverhältnissen besondere Szenen und Milieus gebildet. Wer sich (noch) nicht innerhalb des Bezugssystems der normalen Erwerbsbiografie definieren kann oder will, ist auf sich, im biografischen Selbstbezug, rückverwiesen. So suchen die jungen Erwachsenen nach anderen Möglichkeiten, sich innerhalb der Gesellschaft zu definieren. Was die Gruppen der Postadoleszenten gemeinsam haben ist weniger ein kollektives Werte- und Einstellungssystem, sondern vielmehr ein einheitlicher Modus der alltäglichen Lebensführung. In diesem Modus spielt der sozialräumliche Bezug, das Stadtviertel, in dem man lebt und wirkt eine zentrale Rolle. Die Wohnung, das Viertel, oder bestimmte Treffpunkte innerhalb der urbanen Struktur werden genutzt und verändert. Um „sich aus der Abhängigkeit eines gesellschaftlich noch nicht anerkannten ‚Status‘ zu befreien“, entwickeln die jungen Erwachsenen den Anspruch auf ein unabhängiges Leben, in

dem sie über eigenes Geld, eigene Zeit, eigenen Wohnraum und die damit verbundenen Möglichkeiten verfügen können (Böhnisch 2008, S. 207).

Wie in diesem Kapitel ersichtlich wird, haben das sozialräumliche Umfeld und dessen Ressourcen im Zuge der Individualisierungsprozesse für Jugendliche noch mehr an Bedeutung gewonnen. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Frage, wie es genau zur Eroberung bzw. Aneignung von Räumen kommt, welche Beobachtungen bislang in der Erweiterung des Handlungsraums gemacht wurden und welche Bedeutung der Aneignung von Räumen im jugendlichen Sozialisationsprozess zukommt. Diesen Aspekten widmet sich das nächste Kapitel.

6. Jugend und Raumaneignung

Die zuvor beschriebenen Räume und insbesondere deren Aneignung sind für den Hauptteil der Jugendlichen ein bedeutender Abschnitt auf dem Weg in die Unabhängigkeit. Nach einer begrifflichen Einordnung der Aneignung werden verschiedene Modelle zur Beschreibung sozialräumlicher Aneignung vorgestellt und in Zusammenhang mit dem Fokus dieser Arbeit gebracht. Im darauffolgenden Kapitel ‚Sozialraum Stadt‘ wird nicht nur die Raumaneignung im urbanen Bereich thematisiert, sondern auch eine Verbindung hergestellt zwischen der Stadtentwicklung des letzten Jahrhunderts und den Entwicklungen der zuvor vorgestellten Raumaneignungstheorien.

6.1. Der Begriff der Aneignung

Aneignung ist ein anderer Ausdruck für den Begriff ‚Lernen‘. Lernen findet statt, indem man sich etwas (eine Rechenmethode, ein Verhaltensmuster, eine Fähigkeit...) *aneignet*. Die Psychologie unterscheidet formelles und informelles Lernen. Während formelles Lernen die aktive und bewusste Auseinandersetzung mit Lerninhalten meint, geschieht informelles Lernen meist unbewusst, vollzieht sich im Durchleben von Erfahrungen und steht in engem

Zusammenhang mit der Aneignung von Räumen. Was aber geschieht bei der Aneignung von Räumen genau und wie vollzieht sich dieser Prozess?

Beim Eintritt ins Jugendalter erschließen sich die Jugendlichen vermehrt Räume und deren Bedeutungen und erweitern damit ihren Handlungsraum und Horizont. Dabei setzen sie sich als selbstständig handelnde Akteure zu den materiellen und sozialen Kontexten ihrer Lebenspraxis in Beziehung. Durch die sinnerschließenden Bedeutungen, welche den Objekten, Räumen und Personen in den Räumen gegeben werden, produzieren die Jugendlichen ihre eigene individuelle Wirklichkeit (vgl. Dewe 1993, S. 144 zit.n. Deinet 1999, S. 28). Aneignung bezeichnet also eine aktive und schrittweise Erschließung der Lebenswelt. Durch gelungene Aneignung entwickeln die Jugendlichen auch personale Kompetenz und erwerben Schlüsselqualifikationen, durch welche sie in handlungsoffenen Situationen handlungsfähig werden (vgl. Deinet/Krisch 2002, S.35).

Im Prozess der Raumaneignung inszenieren und verorten sich die Jugendlichen bewusst im öffentlichen Raum; sie erproben neue Fähigkeiten und Verhaltensrepertoires in neuen Situationen und entwickeln eine spezifische Form der Eigentätigkeit. Dabei ‚erleben‘ sie Räume nicht nur, sondern sie verändern sie auch, widmen sie um, und gestalten sie mit Symbolen oder ähnlichem (vgl. ebd., S. 35). Dieser experimentelle Umgang mit Räumen ist für die Kindheit und Jugendphase deshalb typisch, weil Kinder und Jugendliche aufgrund ihres noch flexiblen Selbstbildes nicht so sehr in der Lage sind, ihr Selbst von der sie umgebenden Umwelt abgerückt wahrzunehmen. Sie erfahren sich selbst erst durch und in der Auseinandersetzung mit ihrer materiellen und sozialen Umwelt. In der sozialräumlichen Aneignung drückt sich deshalb nicht nur die Spannung zwischen Eigenleben und vergesellschafteter Erziehung aus; auch die Eigensinnigkeit der Kinder und Jugendlichen gegenüber sozialen Rollenanforderungen und -zwängen kommt in ihr zum Ausdruck (vgl. Böhnisch 2003, S. 178).

Für Becker (1984) ist die Aneignung des Raumes „das Resultat, in konkreten Sozialräumen seinen eigenen Lebensraum - als interessen- und situationsbezogene und gruppen/kulturspezifische Erfahrungen - hervorbringen zu können (Becker 1984, S. 144 zit.n. Reutlinger 2003, S. 36).

Deinet (1990) sieht den Aneignungsprozess für Kinder und jüngere Jugendliche „quasi eingebettet in den ‚Raum‘ unserer Gesellschaft, in die konkreten, durch die Strukturen der

Gesellschaft geschaffenen, räumlichen Gegebenheiten“ (Deinet 1990, S. 57). Weil mit diesen Räumen vor allem städtische Räume gemeint sind und diese nicht naturbelassen, sondern ganz und gar vom Menschen bearbeitet und gestaltet, verändert und strukturiert werden, macht es Sinn, sich nicht nur die schrittweise Erweiterung des Handlungsraumes von Kindern und Jugendlichen näher anzuschauen, sondern auch die speziellen Aufwuchsbedingungen von Heranwachsenden in Städten in den Blick zu nehmen.

6.2. Grundlegendes zur sozialräumlichen Aneignung – Ansätze von Leontjew und Holzkamp

Das Konzept der Aneignung geht auf die sowjetische Psychologie zurück, die vor allem durch Leontjew geprägt ist. Dieser vertritt die grundlegende Auffassung, dass der Mensch Eindrücke und Einflüsse von außen nicht nur passiv aufnimmt und innerpsychisch verarbeitet, sondern dass die Entwicklung des Menschen vielmehr eine tätige Auseinandersetzung mit der gegenständlichen und symbolischen Kultur darstellt: Durch die tätige Auseinandersetzung mit seiner Umwelt erlernt und verinnerlicht das Kind bzw. der/die Jugendliche die gegenständliche und symbolische Kultur, die den Gegenständen innewohnt. In diesem Zusammenhang prägte Leontjew den Begriff „Gegenstandsbedeutung“. Dieser kann wie folgt beschrieben werden: Im Prozess der Aneignung ist der Mensch mit Personen und Gegenständen konfrontiert, die bereits durch das Ergebnis produktiver Arbeit miteinander verbunden sind; sie besitzen eine ‚historische Gewordenheit‘. Im umgekehrten Prozess der Aneignung geht es darum, „einen Gegenstand aus seiner ‚Gewordenheit‘ zu begreifen, und sich die in den Gegenständen verkörperten menschlichen Eigenschaften und Fähigkeiten anzueignen“ (Deinet 1999, S. 29). Die Gegenstandsbedeutungen haben somit eine sachliche und eine personale Seite, die in relationaler Beziehung zueinander stehen; sie stehen zueinander in einer gegenseitigen Bedeutungsverweisung. Eine Trennung zwischen sachlicher und persönlicher Bedeutung lässt sich dabei nicht ziehen, denn „in der gleichen Weise, wie Person und Gegenstand im Prozess der Vergegenständlichung durch das Ergebnis produktiver Arbeit miteinander verbunden sind, gehören im umgekehrten Prozess der Aneignung Person und Gegenstand zusammen. Darum erhalten tote Gegenstände erst durch die Einwirkung, die Veränderung und Gestaltung durch die menschliche Arbeit eine Bedeutung“ (Reutlinger 2003, S. 44f).

Das Aneignungskonzept Leontjews wurde von Klaus Holzkamp weiterentwickelt und auf die heutigen gesellschaftlichen Bedingungen übertragen. Für Holzkamp beinhaltet der Aneignungsprozess zwei Dimensionen, die biografisch nie abschließbar sind: Die Dimension der *Bedeutungsverallgemeinerung* sowie jene der *Unmittelbarkeitsüberschreitung*:

Bedeutungsverallgemeinerung meint zunächst die Erkenntnis, dass die gegenständliche Welt nicht zufällig so ist, wie sie ist, sondern dass sie in „die Erfahrungen und Erkenntnisse einer tendenziell verallgemeinernden und optimierenden Gebrauchsfähigkeit der Gegenstände [eingehen]“ (Deinet/Krisch 2002, S. 35). Das heißt, die subjektiven Bedeutungen, welche Räumen und Gegenständen zugeschrieben sind, haben auch einen gesamtgesellschaftlichen bzw. kulturellen Bedeutungszusammenhang. Der Begriff der Unmittelbarkeitsüberschreitung meint die Fähigkeit, den ‚je eigenen‘ Alltag zu überschreiten, indem man eine „produktive Wechselbeziehung“ herstellt „zwischen unmittelbarer und gesamtgesellschaftlicher (systemischer) Herstellung und Anwendung von Sachbedeutungen einerseits, und unmittelbaren Formen der Intersubjektivität, Verständigung und Verbindlichkeit andererseits“ (Braun 1994, S. 110 zit.n., ebd., S. 35).

6.3. Die Lebensweltanalyse von Martha Muchow

In den 30er Jahren befragte Martha Muchow Kinder und Jugendliche über ihre Spielgelände, sowie über die Art und Intensität ihres Spielverhaltens. Entgegen bisheriger sozialökologischer Forschung interessierte sich diese Studie erstmals nicht nur für die objektive Beschaffenheit der Umwelt, sondern nahm auch die subjektiven Wahrnehmungen der Kinder in den Blick. Hierdurch konnte sie gezielt auf die schrittweise Ausdehnung des Handlungsraumes bzw. den Raumaneignungsprozess von Kindern und Jugendlichen blicken.

Muchow ging davon aus, dass sich die Umwelt nicht direkt auf das Verhalten von Kindern auswirkt, sondern dass zugleich die Art und Weise, wie ein Individuum die Welt wahrnimmt und erlebt, sein Verhalten entscheidend mitbestimmt. Leben kann sich deshalb nur „in der Spannung von Person und Welt“ vollziehen (vgl. Muchow 1932, S. 73 zit.n. Deinet 1990, S. 59). Diesbezüglich werden deutliche Parallelen zur Auffassung Leontjews deutlich, der ja Aneignung ebenso als das Ergebnis des Prozesses gegenseitiger Bedeutungsverweisung von sachlichen und personalen Aspekten der Gegenstandsbedeutung sieht.

Die dialektische Auffassung Muchows von Mensch und Umwelt als zwei Teile ein und derselben Welt war in den 30er Jahren eine völlig neuartige Perspektive. In ihrer 1935 durchgeführten Studie hat Muchow den Handlungsraum von verschiedenen Schultypen untersucht. Dabei stellte sie fest, dass zwischen dem 13. und 14. Lebensjahr eine Zunahme des Streifraums um 35 Prozent stattfindet (vgl. Deinet 1999, S. 33). Die zentralen Ergebnisse ihrer Untersuchung zeigten, dass sich der Handlungsraum von Kindern schichtförmig um deren Lebensraum vom Zentrum ausbreitet. Dabei stellte sie fest, dass „die zentralen Schichten meist ringförmig um den Wohnbezirk gelagert und engmaschig gebaut [sind], während die peripheren vornehmlich strahlenförmig nach allen Richtungen verlaufen und meist locker gefügt sind“ (Muchow/ Muchow 1998, S. 148).

Muchow erkannte, dass sich Kinder und Jugendliche auf ganz eigene Art und Weise mit ihrer sozialräumlichen Umwelt auseinandersetzen. Die Auseinandersetzung unterscheidet sich in der von den Erwachsenen vor allem dahingehend, dass sich die Kinder und Jugendlichen den Dingen der Welt viel intensiver hingeben. Während Erwachsene ihr ganzes System denkgesetzlicher Formungen an die Dinge heranbringen, durch deren Anwendungen sie vom Ich abgerückt und dem Ich gegenübergestellt werden, verströmt sich das Kind selbst und lässt

seine Wünsche und Affekte viel intensiver in die Dinge hineinfließen (vgl. Muchow 1932, S. 91 zit.n. Deinet 1999, S. 32). Oder anders ausgedrückt: Weil die Möglichkeit objektivierender Auseinandersetzung beim Kind und Jugendlichen noch nicht hinreichend entwickelt ist, bedient sich das Kind eines spielerischen, experimentellen Umgangs mit seiner Umwelt. Erst nach und nach entwickelt es sich aus jener stark subjektivierenden, gefühls- und affektgetränkten Auffassungsweise der Umwelt heraus (vgl. Deinet 1999, S. 32). Während Erwachsene die Orte und Räume, in denen sie leben, eher in dem Sinn nutzen, der ihnen von ihren Konstrukteuren zugedacht wurde, ist das Kind bzw. der Jugendliche in diese ‚erwachsene Welt‘ noch sehr schlecht eingepasst. „Seiner Struktur gemäß werden daher die Gegebenheiten dinglicher Art in stärkstem Maße ‚umgelebt‘. (...) Ein völlig reizloser unbebauter Platz, eine ‚Baulücke‘, wurde [in ihrer Untersuchung so beispielsweise] zum idealen Sportplatz, der die Welt der größeren Jungen völlig erfüllte und keinen Raum für anderes ließ“ (Muchow/Muchow 1998, S. 149f.). Alle Forschungsergebnisse Muchows deuten darauf hin, dass sich „der Lebensraum des Großstadtkindes nicht neben dem der Erwachsenenwelt aufbaut (denn manche Inhalte der Erwachsenenwelt werden auch von den Kindern gelebt!), sondern ihn überlagert, besser gesagt, ihn durchwächst“ (ebd., S. 150). Nachdem die ‚Umlebung‘ von Räumen sogar an Spielplätzen beobachtet wurde, die aus der Psychologie der kindlichen Lebenswelt heraus erbaut wurden, wird in Muchows Studie deutlich, wie stark es Kindern und Jugendlichen ein Bedürfnis ist, sich der Nutzungsvorschriften der Räume zu entziehen und sich selbsttätig und auf experimentelle Weise mit dem Raum auseinanderzusetzen.

Die Studie Muchows ist nicht nur deshalb relevant, weil sie im Vergleich mit heutigen Forschungen wichtige Hinweise auf die Veränderungen in der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen geben kann, sondern auch, weil die Lebensweltanalyse und ihr Modell zugleich auch Grundlage für neuere sozialökologische Ansätze ist, die zum Teil auf die Untersuchungsmethoden von Martha Muchow zurückgegriffen haben (vgl. Deinet 1999, S. 33).

6.4. Das Zonenmodell von Baacke

Das Zonenmodell von Baacke baut auf dem Lebensweltkonzept von Alfred Schütz und den sozialpsychologischen Überlegungen anderer wichtiger VertreterInnen der deutschen Sozialwissenschaften auf. Im Zentrum seines Erkenntnisinteresses steht „die Wechselbeziehung zwischen sozialer Umwelt und sozialem Verhalten des Menschen in konkreten Gesellschaften“ (Baacke 1980, S. 504 zit.n. Deinet 1999, S. 35). Indem es versucht, den Zusammenhang zwischen dem Verhalten von Kindern und Jugendlichen und deren sozialem Umfeld zu erklären, schließt das Zonenmodell eine Lücke im Aneignungskonzept von Leontjew. Baacke geht es darum, den Handlungs- und Erfahrungszusammenhang Heranwachsender zu ordnen. Er spricht von vier expandierenden Zonen, welche der/die Heranwachsende in bestimmter Reihenfolge betritt und durch die er/sie mit den räumlichen Möglichkeiten, aber auch mit deren Einschränkungen konfrontiert wird:

Die erste Zone ist das ökologische Zentrum. Gemeint ist die Familie, das ‚Zuhause‘; also der Ort, an dem sich das Kind mit den wichtigsten und unmittelbarsten Bezugspersonen vorwiegend tagsüber und nachts aufhält. Charakteristisch für das ökologische Zentrum sind „enge emotionale Bindungen, face-to-face-Kommunikation, [und] starke Abhängigkeit insbesondere der Heranwachsenden von den Älteren“ (Baacke 1984, S. 48).

Der ökologische Nahraum ist die unspezifizierte Umgebung von Zone 1: die ‚Nachbarschaft‘, der Stadtteil, das Viertel, die ‚Wohngegend‘, das ‚Dorf‘. Hier nimmt der/die Heranwachsende die ersten Außenbeziehungen auf. Die Parkbank, bestimmte Hauseingänge, die Zeitungs- oder Frittenbude, die Eck-Kneipe, die nahe Diskothek,... all das können Räume sein, die sich die Jugendlichen Schritt für Schritt aneignen und als Treffpunktorte nutzen (vgl. ebd., S. 49).

Die dritte Zone bezeichnet Baacke als ökologische Ausschnitte. Diese Zone ist weniger zusammenhängend. Es sind die Orte, an denen der Umgang durch funktionspezifische Aufgaben geregelt wird: Das Kind muss hier lernen, bestimmten Rollenansprüchen gerecht zu werden und bestimmte Umgebungen nach ihren definierten Zwecken zu benutzen. Der wichtigste Ort dieser Art ist die Schule; ebenfalls hinzuzuzählen sind aber auch der nahegelegene Betrieb, die Schwimmhalle, die Bank, die Läden,... Die Ränder der ökologischen Ausschnitte beinhalten meist viele Möglichkeiten, Kontakte zu knüpfen: Man

trifft sich mit Klassenkameraden auch außerhalb der Schule, schließt Freundschaften mit Lehrlingen aus dem gleichen Betrieb usw. (vgl. Baacke 1984, S. 50).

Die vierte Zone ist jene, in der nur gelegentliche Kontakte stattfinden; Baacke bezeichnet sie auch als ökologische Peripherie. Dies sind Orte, die zu den nicht alltäglichen Sphären gehören, wie beispielsweise ein Urlaubsort, ein Badensee oder ähnliches. Die ökologische Peripherie ist gekennzeichnet durch gelegentliche Kontakte - zusätzliche, ungeplante Begegnungen jenseits der Routinisierung. Hier fällt auf, dass „je vielfältiger und reichhaltiger die ökologische Peripherie ist, desto offener und erfahrener wird ein Heranwachsender, denn er erweitert nicht nur den Radius seines Handlungsraums, sondern erwirbt damit auch mehr Ausweichmöglichkeiten und Alternativen zu seiner unmittelbaren Umwelt“ (ebd., S. 51).

Auch wenn eine schrittweise Erweiterung des Handlungsraumes von einer Zone zur nächsten naheliegend erscheint, darf das Zonenmodell nicht allzu statisch verstanden werden. Vielmehr ist es als dynamisches Modell zu betrachten, in dem versucht wird, verschiedene Bereiche der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen systematisch zu erfassen, wobei aber das zeitweilige Verlassen des ökologischen Zentrums der Familie einen wesentlichen Entwicklungsschritt für das Kind bedeutet. Die einzelnen Zonen bieten unterschiedliche Erfahrungs- und Erlebnismöglichkeiten und stellen unterschiedliche Anforderungen an das Kind oder den Jugendlichen.

Die Ergebnisse zweier Berliner Untersuchungen aus dem Jahre 1984/1985, die in bewusster Anknüpfung an die Studie zur Lebenswelt von Martha Muchow durchgeführt wurden, warfen in der sozialwissenschaftlichen Forschung die Frage auf, in wie weit das Zonenmodell in Anbetracht veränderter Strukturen, insbesondere im städtischen Bereich, bereits an Gültigkeit verloren hat. Die Ergebnisse zeigten, dass eine kontinuierliche Ausdehnung des Handlungsraumes in Form konzentrischer Kreise, wie es im Zonenmodell oder auch in Muchows Lebensweltanalyse dargestellt wird, auf die befragten Kinder und Jugendlichen nicht (mehr) zutrifft. Einzig die Bedeutung des ökologischen Nahraumes konnte durch die Berliner Untersuchungen bestätigt werden.

Von diesen Ergebnissen ausgehend entwickelte Zeiher ein Modell, mit dem gerade die Struktur des großstädtischen Lebensraumes von Kindern und Jugendlichen besser beschrieben werden kann.

6.5. Das Inselmodell von Zeiher

Aufgrund der besonderen Beschaffenheit städtischer Räume kann die Erweiterung des Lebensraumes (speziell bei Großstadtkindern) heute weder als schichtförmige Ausdehnung, noch als schrittweise Erweiterung im Sinne von Baackes Zonenmodell beschrieben werden.

Die veränderte Form sozialräumlicher Aneignung ist darauf zurückzuführen, dass sich die Beschaffenheit und Funktionalität der Räume (vor allem im städtischen Bereich) im Zuge der Modernisierung unübersehbar gewandelt haben.

Die räumliche Wohnumgebung der Kinder und Jugendlichen ist immer häufiger von Verkehrsschneisen durchzogen, wodurch das (unbeaufsichtigte) Spielen im Freien immer risikoreicher wird. Zudem sind städtische Flächen heute hoch funktionalisiert: Beinahe jedem Platz ist eine spezifische Funktion zugedacht und für ganz bestimmte Tätigkeiten vorgesehen. Der räumlichen Aneignungstätigkeit von Heranwachsenden wird so Grenzen gesetzt und die räumliche Wohnumgebung wird für sie „nicht mehr als Ganzes, als sozialer Mikrokosmos erlebbar (...)“ (Böhnisch 2003, S. 181). Ausgehend von ihrer Wohninsel als ökologisches Zentrum besuchen Kinder und Jugendliche beispielsweise das Haus eines Freundes, die Schule, oder ein Jugendzentrum, welche näher oder weiter vom Wohnort entfernt liegen können. Da die Entfernung zwischen den relevanten Orten und Räumen meist mit öffentlichen Verkehrsmitteln oder Auto zurückgelegt wird, wird der Raum der dazwischen liegt für die Kinder und Jugendlichen zunehmend bedeutungslos; er verschwindet. Aus diesem Grund vergleicht Zeiher die von den Kindern und Jugendlichen besuchten Orte mit Inseln, deren Aneignung „nicht in einer räumlichen Ordnung“ stattfindet, sondern „unabhängig von der realen Lage im Gesamtraum“ und „unabhängig von ihrer Entfernung“ ist (Zeiher 1983, S. 62 zit.n. Böhnisch/Münchmeier 1990, S. 62). Die Kinder und Jugendlichen springen also quasi von Insel zu Insel, wobei die Inseln in einem Gesamtraum liegen, der für sie als solcher nicht mehr erfahrbar werden kann (vgl. Böhnisch 1993, S. 181).

Die unzusammenhängenden Inseln ihrer Lebenswelt, deren Erreichbarkeit meist die Hilfe von Erwachsenen erfordert, „macht es für Kinder und Jugendliche schwer, Erfahrungen zu erweitern, die ‚Unmittelbarkeit‘ ihres Alltags zu überschreiten“ (Deinet 1999, S. 30).

Auf welche Weise sich sozialräumliche Aneignung in der Stadt vollzieht, und wie sich die Verinselung des jugendlichen Lebensraumes auf den Sozialisationsprozess der Heranwachsenden auswirkt, wird auf den folgenden Seiten genauer thematisiert.

6.6. Aneignung im „Lebensraum Stadt“

Die Städte des 21. Jahrhunderts werden durch immer stärker werdende globale wirtschaftliche Verflechtungen geprägt. Dadurch hat sich der Lebensraum Stadt als Ort des Aufwachsens für Kinder und Jugendliche im Laufe des 20. Jahrhunderts massiv verändert. Wie oben beschrieben beeinflusste dies auch die Art und Weise, wie Kinder und Jugendliche ihren Lebensraum erweitern. Anhand einer kurzen Entwicklungsgeschichte von der Nachkriegszeit bis heute möchte ich die gesellschaftlichen und räumlichen Bedingungen verständlicher machen, unter denen Kinder und Jugendliche aus der Stadt nun leben.

Die Stadt in der Nachkriegszeit

Die 60er und 70er Jahre standen im Zeichen eines massiven wirtschaftlichen Aufschwungs. Im Zuge der Modernisierung wurden immer mehr Bereiche nach der Logik des Kapitals durchstrukturiert: Die kleinen Einkaufsläden wurden von Supermärkten abgelöst, die Innenstädte zunehmend von Handel und Dienstleistungsgewerbe besetzt, die Straßen wurden vom immer schneller und dichter werdenden Autoverkehr geprägt, Fußgängerwege wurden verschmälert. Im Zuge dessen wurden Räume weiter funktionalisiert und spezialisiert, wodurch dysfunktionale Flächen, die gerade für Heranwachsende wichtig sind, zunehmend verschwanden (vgl. Reutlinger 2003, S. 18f.; Zeiher/Zeiher 1994, S. 19f.).

Schon Martha Muchow (1998) erkannte die Wichtigkeit von sogenannten Streifräumen als unbewachte Experimentierräume für Kinder und Jugendliche. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die 50er und 60er Jahre gab es eine Vielzahl an ökologischen Nischen, das heißt Räume, die der Kontrolle durch die Erwachsenen entzogen waren, weil sie zum Beispiel vorübergehend nicht genutzt wurden. Die Kinder gingen zum Spielen nach draußen, in die unmittelbare Wohnumgebung. Da die Freunde meist aus der direkten Nachbarschaft stammten, konnten die Kinder sie besuchen, ohne auf die Eltern angewiesen zu sein; die

meisten für die Heranwachsenden relevanten Orte waren zu Fuß für sie erreichbar. Die räumliche und soziale Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen war nur wenig von der der Erwachsenen getrennt. Dadurch, dass der öffentliche Raum bzw. die Wohnumgebung jedoch großteils multifunktional nutzbar war, wurde er von beiden, Kindern und Erwachsenen, anders bewertet und anders genutzt (vgl. Reutlinger 2003, S. 31; Muchow/Muchow 1998, S. 150).

Im Zuge des Wiederaufbaus während der Nachkriegszeit verschwanden die ökologischen Freiräume aber zunehmend und die Funktionalisierung und Spezialisierung des öffentlichen Raumes begann ihren Lauf zu nehmen. Es gab kaum noch Räume, die nicht einem spezifischen Zweck dienten, und so Freiraum für das phantasievolle Kinderspiel geboten hätten. Viele sozialökologischen Untersuchungen, darunter auch das Zonenmodell von Baacke basieren auf Ergebnisse von Studien, die in sogenannten Trabantenstädten oder ‚Eigenheimsiedlungen‘ ab Mitte der 60er Jahre durchgeführt wurden. Sie entstanden um 1960, als eine neue Phase des Wohnungsbaus eingesetzt hatte. Nachdem die kriegszerstörten Stadtgebiete im Inneren wiederaufgebaut waren, verlagerte sich der Wohnungsbau zunehmend an die Ortsränder, an denen sich vor allem junge Familien niederließen. Da die meisten Erwachsenen ihren Arbeitsplatz (und häufig auch die wichtigsten sozialen Kontakte) in der Innenstadt hatten, war das Wohnen am Stadtrand nahezu vollständig von anderen Lebensfunktionen wie Konsum, Freizeit und Arbeit getrennt. Die randstädtischen Wohngegenden waren deshalb extrem anregungsarm, und dysfunktionale Flächen kaum mehr vorhanden. Was dieser Mangel an Freiräumen für die Kinder und Jugendlichen bedeutete, war der Erwachsenengeneration noch nicht bewusst: In der Zeit des Wiederaufbaus standen die Bedürfnisse der Erwachsenen im Vordergrund; mit Kindern befasste man sich nur am Rande. Zwar trafen sich die Kinder und Jugendlichen nach wie vor zum Spielen auf der Straße, der Mangel an Freiräumen führte jedoch dazu, dass sich unter den Heranwachsenden Unmut breitzumachen begann. Zunehmender Vandalismus und Rebellion unter den Jugendlichen könnte als Auflehnung gegen die räumliche Funktionalisierung (und gleichermaßen auch gegen die Durchkapitalisierung der menschlichen Lebensbereiche) gesehen werden.

Als man sich in der sozialpädagogischen Jugendraumforschung dieser negativen Auswirkungen bewusst wurde, begann man, dem Mangel an Räumen für Kinder und Jugendliche entgegenzuwirken, indem man Spielplätze, Sport- und Freizeitanlagen und Abenteuerspielplätze errichtete. Auch die institutionelle Kinderbetreuung wurde stark

vorangetrieben. Weil das Spielen auf der Straße durch die Zunahme des Verkehrs für die Heranwachsenden immer gefährlicher wurde, machte es sich auch die Jugendarbeit zur Aufgabe, die Jugendlichen wieder ‚von der Straße zu holen‘. Die Kinder und Jugendlichen bewegten sich so immer mehr in institutionalisierten Räumen, die meist ebenfalls starren Handlungsvorgaben unterlagen, und/oder sie zogen sich in das Private zurück. Dies wurde durch das zunehmende Eindringen der Medien und des Konsums in die Kindheit noch verstärkt. Die konzentrische Erweiterung des Lebensraumes, wie sie von Muchow, Baacke und anderen Vertretern der sozialwissenschaftlichen Forschung beschrieben wurde, ist deshalb in der heutigen Zeit nicht mehr zutreffend (vgl. Zeiher/Zeiher 1994, S. 17ff; Reutlinger 2003, S. 40ff).

Mitte der 70er Jahre begann sich in der sozialwissenschaftlichen Forschung jedoch ein Umdenken breitzumachen. Im Mittelpunkt des sozialpädagogischen Interesses standen nun nicht mehr nur die pädagogischen Ziele innerhalb der Einrichtungen, sondern man fragte verstärkt auch nach der Qualität des Lebensraumes außerhalb der institutionalisierten Bereiche. Zum Abbau der räumlichen Monofunktionalität begann man, sich für verkehrsberuhigte Straßen, das Betreten von Grünflächen und eine größere Naturbelassenheit von Wäldern einzusetzen (vgl. Zeiher/Zeiher 1994, S. 22). Doch obwohl diese neuen Ansätze deutlich hervorgetreten sind, erreichen sie bei weitem nicht alle Kinder. Zuvor entstandene Bauten und Straßen sind nach wie vor Realität der Kinder und der Autoverkehr ist weiterhin angestiegen (vgl. ebd., S. 23). In diesem Sinne ist der Mangel an Freiräumen für Kinder und Jugendliche nach wie vor problematisch.

Aneignung im Lebensraum Stadt heute:

Die Städte der Spätmoderne sind nicht mehr so klar strukturiert wie einst, da zum Beispiel durch einen Wegzug einer Firma in ein produktionsgünstigeres Land erneut Freiflächen entstehen. Dennoch ist die Kapitalisierung, Durchfunktionalisierung, Institutionalisierung und Verregelung von städtischen Räumen weiter fortgeschritten und hat sich radikalisiert. Durch den nach wie vor vorhandenen Mangel an Freiräumen ist es den Heranwachsenden nicht mehr bzw. nur mehr begrenzt möglich, ihre Lebenswelt durch Gestaltung und Veränderung von Räumen und Situationen zu erschließen. An die Stelle der gegenständlichen Aneignung von Räumen ist deshalb vermehrt die symbolische Aneignung getreten (vgl. Deinet/Reutlinger

2010, S. 305f.). Lindner (2001) stellt in diesem Zusammenhang fest, dass sich „Jugendliche Szenen (...) zum Teil weniger als Sozial-, sondern als Symbolmilieus [konstituieren], in denen bestimmte Zeichenschemata reproduziert werden“ (Linder 2001, S. 37, zit.n. Deinet 2002, S. 36). Diese Stilbildung wird stark vom kommerziellen Sektor beeinflusst und initiiert: Werbung und Konsum kreieren neue Stilelemente, die von den Jugendlichen als ‚Konsumräume‘ genutzt werden, um sich von tradierten Normen zu befreien und Identifikations- und Abgrenzungsmöglichkeiten zu schaffen. Auch virtuelle Räume haben an Bedeutung gewonnen. Der Rückzug in parasoziale Räume beinhaltet jedoch auch eine gewisse Gefahr: Denn je weniger Aneignungsmöglichkeiten innerhalb der räumlichen und sozialen Umgebung vorhanden sind, desto wahrscheinlicher ist es, dass die Heranwachsenden in virtuelle Räume ‚flüchten‘. Gerade bei Jugendlichen, die keinen alltäglichen ‚sozialräumlichen Rückhalt‘ haben, besteht die Gefahr, dass sie für die Erwachsenen ‚unsichtbar‘ werden und so eine gelungene Integration in die Gesellschaft erschwert wird (vgl. ebd., S. 36).

In der räumlichen Beschaffenheit der Städte zeichnet sich ein Trend der Veränderung ab, weg von industriell verregelten Räumen hin zu Ordnungsräumen im Sinne von Macht und Besitz über räumliche Ausschnitte und deren Funktionen. Reutlinger (2003) spricht von „(versteckten) Besitz- und Ausschlussprinzipien“, nach denen sämtliche Bereiche der räumlichen (und sozialen) Welt geordnet sind (Reutlinger 2003, S. 70). Die Logik, nach der diese Besitz und Ausschlussprinzipien geordnet sind, ist für die Kinder und Jugendlichen schwer nachvollziehbar, weshalb „die spätmoderne Stadt (...) von Kindern und Jugendlichen als verregelt, brüchig und widersprüchlich wahrgenommen und erlebt [wird]“ (vgl. Giddens, 1988, o.S., zit.n. ebd., S. 70). Diese Brüche und Widersprüche entstehen dadurch, dass das Aufwachsen im Lebensraum Stadt heute durch eine räumliche und zeitliche Entbettung/Entankerung charakterisiert ist. Traditionelle Lebensformen und Stile haben im Zuge der Individualisierung mehr und mehr an Verbindlichkeit verloren. Doch auch wenn diese traditionellen Lebensformen im Schwinden begriffen sind, so existieren sie dennoch weiter und stehen zu den neueren alternativen Lebensformen im Widerspruch. So funktionieren manche Lebenszusammenhänge nach „zweckrationaler Logik“, während andere noch „in traditioneller prämoderner Logik“ verhaftet sind (ebd. 1988, zit.n. Reutlinger 2003, S. 70). Handeln ist in den vorgegebenen Strukturen einer Stadt zwar möglich, dennoch ist es durch Verregelungen und Machtstrukturen eingeschränkt. Aus diesem Grund kann Selbstbestimmung heutzutage nicht mit Entscheidungsfreiheit gleichgesetzt werden. Weil sich

diese Widersprüche auch räumlich ausdrücken, muss nach Reutlinger im Aneignungskonzept auch berücksichtigt werden, welche Mächte hinter der Raumplanung stecken und was diese mit ihren Konstruktionen bezwecken wollen (vgl. Reutlinger 2003, S. 70).

Werlen (1988) geht davon aus, dass die Heranwachsenden im Zuge der Individualisierung, die ihnen ja ein ‚Mehr‘ an Selbstbestimmung abverlangt, heute im Alltag selbst ‚Geografie machen‘ müssen (vgl. ebd., S. 74ff). Dieses ‚selbst Geografie machen‘ beschreibt Reutlinger (2003) in seinem interdisziplinären Ansatz der ‚unsichtbaren Bewältigungskarten‘: Der Ansatz geht davon aus, dass Kinder und Jugendliche Orientierung, Sinnstiftung, Anerkennung und Selbstwert nicht mehr hauptsächlich über einen Job erlangen, sondern vielmehr über sich selbst und über die Gruppe. Die Gründe dafür liegen unter anderem am Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft, in dem ein Scheitern oder Gelingen des eigenen Lebenslaufes nur mehr schwer abschätzbar ist. Die Jugendlichen suchen die Erfüllung der oben genannten Bedürfnisse deshalb häufig innerhalb der Gleichaltrigengruppe und schreiben ihre Bewältigungskarten in der Stadt, indem sie sich ihre Umwelt aneignen und ihre jugendspezifischen Sozialräume konstituieren. Im Sinne der neueren sozialökologischen Ansätze sind diese Sozialräume symbolisch zu verstehen; d.h. Handlungssituation- und Kontext sowie die Bedeutungen, die den Räumen zugeschrieben werden sind zu berücksichtigen.

Der von Werlen geprägte Begriff des ‚alltäglichen Geografie-Machens‘, sowie das Zeichnen der ‚unsichtbaren Bewältigungskarten‘ kann am besten anhand der Forschungsergebnisse von Zeiher und Zeiher veranschaulicht werden:

Wie in Kapitel 6.5. bereits beschrieben wurde, erfolgt die Erweiterung des Lebensraumes im Jugendalter nicht mehr allmählich und in Form konzentrischer Kreise (wie noch zur Zeit der Untersuchung Baackes oder Muchows), sondern der Aktionsraum der Jugendlichen dehnt sich unzusammenhängend „in Abhängigkeit von (erwachsenen) Betreuungspersonen und mit einer großen Geschwindigkeit“ aus (Reutlinger 2003, S. 78).

Die Verinselung des Lebensraumes zieht für die Heranwachsenden weitreichende soziale Veränderungen nach sich: Sie verlangt eine größere Mitwirkung der Betroffenen bei der Gestaltung ihres Lebensraumes und ihrer Alltagsplanung und der individuelle Lebensraum muss durch „viele aufeinanderfolgende Entscheidungen“ und „in einem Zustand selbst steuerbarer Verfügung (...) aktiv hergestellt werden“ (Zeiher/Zeiher 1994, S. 363, zit.n.

Reutlinger 2003, S. 78). Da die Jugendlichen, speziell aber die Kinder noch über wenig Mobilität verfügen, sind sie in ihrer Alltags- und Freizeitplanung auf die Eltern oder andere Erwachsene angewiesen. Dadurch wird „Spielen (...) aus der kontinuierlichen Lebensentwicklung herausgenommen und durch Verabredung an eine Ort-Zeit-Kombination gebunden (...)“ (Zeihner/Zeihner 1994, S. 36). Weil die Verinselung des Lebensraumes mit einer immer größeren Trennung von Straßen- und Privatleben einhergeht, sind von den Kindern höhere physische und psychische Anpassungsleistungen gefordert. Spontane soziale Kontakte werden immer seltener, weil auch diese räumlich und zeitlich geplant und aufrecht erhalten werden müssen. Nach Reutlinger (2003) geht aus diesem Grund mit der Verinselung auch die „Zerstückelung von sozialen Beziehungen“ einher (Reutlinger 2003, S. 78).

6.7. Der Sozialraum als Risiko- und Gefahrenquelle: Wie ‚gefährlich‘ ist die Stadt?

Städtische Räume werden in und von der westlichen Gesellschaft immer stärker als Risiko- und Gefahrenquelle wahrgenommen. Die Straße gilt nach subjektivem Empfinden nicht nur für die Heranwachsenden als gefährlich und gefährdend, sondern auch für die Erwachsenen, deren Sicherheitsempfinden immer brüchiger zu werden scheint. Aber ist dieses Unsicherheitsgefühl der Bevölkerung angesichts der Kriminalitätsrate in (Österreichs) Städten wirklich gerechtfertigt?

Nach Lindner (1998) stehen in zahlreichen Untersuchungen die subjektiv geäußerten Sicherheitsbedenken der Stadtbewohner in keiner Verbindung zu Anzahl oder Art der festgestellten Straftaten. Ebenso sind die Orte, die von der Bevölkerung als unsicher empfunden werden nicht die Orte, an denen sich tatsächlich Kriminelles ereignet. Die Angst vor Kriminalität ist also weitaus größer, als es in Anbetracht aktueller Strafstatistiken gerechtfertigt zu sein scheint. Auch Erhebungen in Österreich bestätigen diesen Befund (vgl. Lindner 1998, S. 47).

Alles deutet darauf hin, dass sich „Sicherheit als öffentlich artikuliertes Bedürfnis nahezu verselbstständigt [hat]“ (ebd., S. 39). Je deutlicher sich das Bewusstsein der Risikogesellschaft durchsetzt, desto größer scheinen auch Angst und Unsicherheit zu werden. Überspitzt formuliert könnte man sagen: Wenn das Leben angesichts der neuen

Unsicherheiten schon so schwer kontrollierbar ist, so soll das fehlende Sicherheitsgefühl zumindest in jenen Bereichen aufgewogen werden, die tatsächlich kontrollierbar sind.

Weil die Straße bzw. der öffentliche Raum nach subjektivem Empfinden gefährlich und risikohaft eingeschätzt wird, reagiert die Gesellschaft immer stärker mit Kontrolle und Repression auf Gruppen oder Personen, die deviantes oder abweichendes Verhalten zeigen oder oft auch nur bildlich aus der Norm fallen. Zahlreiche Untersuchungen über das Sicherheitsempfinden der BewohnerInnen in Städten kamen zu dem Ergebnis, „dass bereits die bloße Wahrnehmung bestimmter ‚Problemgruppen‘ [Anm.d.Verf. von der Bevölkerung] als Bedrohung erlebt wurde – und zwar ohne daß (sic!) über konkrete Vorfälle berichtet werden konnte“ (Lindner 1998, S. 48).

Der lokalen Ordnungspolitik ist es deshalb vielerorts ein Anliegen, die Sichtbarkeit von solchen ‚Problemgruppen‘ zu unterbinden. Wenn Armut und Kriminalität allerdings in die Unsichtbarkeit gedrängt werden, raubt man den jeweiligen Gruppen gleichsam ihre Existenz. Gerade für Jugendliche, die sich sozialräumlich orientieren und sich gerne in der Öffentlichkeit in Szene setzen, hat dies gravierende Folgen.

Mit dem Phänomen der ‚unsichtbaren Jugend‘ hat sich Reutlinger (2003) umfassend auseinandergesetzt. Anhand eines kurzen Rückblicks über jugendliches Protestverhalten im öffentlichen Raum macht er deutlich, wie wichtig es für Jugendliche ist, von der Erwachsenengeneration ‚gesehen‘ zu werden und welche Entwicklungen noch dazu beigetragen haben, dass die Jugend zunehmend in die Unsichtbarkeit gedrängt worden ist.

Der Mangel an (dysfunktionalen) Räumen hat unter anderem für Kinder und Jugendliche in den 70er Jahren dazu geführt, dass viele sich mit Vandalismus und Rebellion dagegen aufzulehnen begannen (siehe dazu auch Kapitel 6.6.). Nach und nach entstanden emanzipatorische Jugendbewegungen, deren Protest sich gegen den industriellen Kapitalismus sowie gegen die Durchkapitalisierung des menschlichen Lebens richtete. Die Jugend stellte sich gegen Intoleranz und Wertkonservatismus und erkämpfte sich sozusagen ihren Raum, indem sie sich in der Öffentlichkeit sichtbar machte. Es formierten sich subkulturelle Jugendformen, die durch non konforme Kleidungsstile und Lebensweisen in der Straßenöffentlichkeit auf sich aufmerksam machten. (z.B. Hippie-, Rock-, und Punkbewegungen). Dadurch wurden die Jugendlichen nach und nach als eigenständige

Bevölkerungsgruppe wahrgenommen; sie wurde „zu einer Generation ‚für sich‘“ (Reutlinger 2003, S. 53).

Die gesellschaftlichen Reaktionen auf diese Bewegungen waren gespalten. Zum einen entwickelte sich eine Dynamik, in der die subkulturellen Moden in den Konsum integriert wurden. Es begann eine zunehmende Kommerzialisierung der Jugendkulturen. Zum anderen führte die Rebellion auf der Straße zu der Angst, die Jugend könnte einen subkulturellen Gegenentwurf zur industriekapitalistischen Arbeitsgesellschaft herstellen und möglicherweise nicht (mehr) in die gesellschaftlichen Strukturen integrierbar sein. Deshalb reagierte man zugleich auch mit einer Verstärkung von Kontrolle und Repression (vgl. ebd., S. 56).

Dennoch interessierte man sich in der entfremdeten Stadt für die Probleme der Kinder und Jugendlichen, gerade deshalb *weil* sie sichtbar waren. Weil die Jugend aktiv mit der Elterngeneration in Konflikt getreten war, wurde sie von ihr wahrgenommen, und bekam Antwort in Form gesellschaftlicher Reaktionen, die einen durchaus integrativen Charakter hatten. Deshalb, und weil zudem ein integrativer sozialpolitischer Rahmen gegeben war, wurde es den Heranwachsenden auf längere Sicht ermöglicht, ihren Platz in der Gesellschaft zu finden (vgl. Reutlinger 2003, S. 60f.).

Heute ist in den Reaktionen auf abweichendes oder deviantes Verhalten von Jugendlichen vielfach das integrative Moment weggefallen, und es entsteht der Eindruck, als würden die Bedürfnisse, die der sichtbaren Jugenddelinquenz zugrunde liegen, weniger interessieren. Die gleiche Aneignungstätigkeit der Väter oder älteren Brüder heutiger Jugendlicher führt in ihrer Jugend möglicherweise nicht mehr zu ihrer Integration, sondern im Gegenteil, zu einer Verstärkung der (räumlichen und sozialen) Exklusion. Dies hat mehrere Gründe. Zum einen fällt es Jugendlichen heute schwerer, sich ‚sichtbar zu machen‘. So ist beispielsweise „der Punk von heute, der mit seinen Hunden vor dem Einkaufszentrum ‚rumlungert‘, (...) nur noch im Weg, nur noch lästig (...); er schockiert aber nicht mehr in der Gesellschaft der pluralisierten Lebensstile, die keine (bspw. gutbürgerliche) ‚Normalität‘ mehr kennt“ (ebd., S. 66). Im Zuge der Auflösung traditioneller Lebensformen und Lebensstile gibt es also heute nicht mehr viele Möglichkeiten für Jugendliche, durch außergewöhnliches Auftreten oder ungewöhnliche Lebensstile an die Grenzen der gesellschaftlichen Norm zu gehen. Zwar demonstrieren Jugendliche immer noch kriminelles und/oder nichtkonformes Verhalten, nach Reutlinger (2003) ist die gesellschaftliche Reaktion darauf aber eine andere geworden: Heute neigt man eher dazu, die Jugendlichen durch ordnungspolitische Eingriffe (wie z.B. den

Wachdienst, die Polizei) in die Unsichtbarkeit abzurängen oder sie durch Sanktionen und Verbote zu bestrafen. Die ordnungspolitische Härte, mit der gegen Jugenddelinquenz vorgegangen wird, führt dazu, dass sich diese vermehrt im Untergrund abspielt. Sozialintegrative Maßnahmen werden so für die Jugendlichen noch schwerer zugänglich (vgl. Reutlinger 2003, S. 52ff). Dem entgegen muss jedoch festgehalten werden, dass die Angebote offener Jugendarbeit (z.B. Streetwork) in den letzten Jahren stark zugenommen haben, wodurch die Soziale Arbeit dieser Gefahr bewusst entgegenzuwirken versucht.

Deinet (2002) kritisiert, dass auch in der sozialräumlichen orientierten Kinder- und Jugendarbeit, der öffentliche Raum häufig „unter den negativen Vorzeichen eines unkontrollierten Raums gesehen [wird], in dem ‚Verschmutzung‘ und ‚Verwahrlosung‘ unter Kontrolle gebracht werden müssen“ (Deinet 2002a, S. 152). Die Jugendarbeit gerät so in den Sog einer Sicherheits- und Präventionsdebatte, die verhindert, dass die Jugendlichen auf eigene Faust Erfahrungen machen. Durch gezielte Angebote wird versucht, Kinder und Jugendliche aus dem öffentlichen Raum herauszuholen und sie entsprechend zu schützen. Dadurch werden aber die Erfahrungsräume von Jugendlichen immer mehr eingegrenzt, und die Möglichkeiten des informellen Lernens durch Aneignung von Räumen von vornherein eingeschränkt. Deinet fordert daher die Rückgewinnung des öffentlichen Raumes in der sozialräumlich orientierten Jugendarbeit, auch wenn dessen Aneignung für die Jugendlichen gewisse Risiken beinhaltet (vgl. ebd., S. 152f.). Auch Hinte und Treeß (2007) fordern die Rückgewinnung des „öffentlich nutzbaren Spiel- und Bewegungsraums für Kinder“ anstelle des „ängstlichen Wegsperrens in Wohnzimmer, Kinderzimmer und pädagogische Einrichtungen“ (Hinte/Treeß 2007, S. 155).

6.8. Geschlechtsspezifische Aneignung

Neben den räumlichen Einflüssen auf die Aneignung haben aber auch individuelle Eigenschaften große Bedeutung für diesen Prozess: Deinet und Krisch (2005) unterscheiden in der Rekonstruktion jugendlicher Lebenswelten zwei Dimensionen, die das Aneignungsverhalten der Jugendlichen beeinflussen: *Strukturbezogene Dimensionen* beinhalten und beschreiben die stoffliche, räumliche Beschaffenheit jugendlicher Lebenswelten und fragen nach deren Auswirkungen auf den jugendlichen

Aneignungsprozess. Ein Beispiel hierfür ist etwa die Einschränkung des Handlungsraumes von Kindern und Jugendlichen in der Großstadt. *Subjektbezogene Dimensionen* sind hingegen Aspekte, die sich auf das Individuum beziehen, dazu gehören z.B. Alter, Geschlecht sowie familiäre Bedingungen (vgl. Deinet/Krisch 2005, S. 147). In der Kinder- und Jugendarbeit ist es wichtig, die geschlechtsspezifischen Unterschiede im Aneignungsverhalten zu berücksichtigen und entsprechende Angebote bereitzustellen, durch welche Mädchen und Jungen gleichermaßen angesprochen werden.

Forschungsergebnisse aus sozialökologischen Studien der 80er Jahre zeigten, „dass Mädchen in ihrer Anzahl öffentliche Freiräume weniger nutzen als Jungen“ (Schön 1999, S. 45). Der sozialräumliche Aktionsradius von Jungen ist also signifikant größer, als der von Mädchen (vgl. Löw 2001, S. 247). Dies liegt daran, dass tendenziell mehr Mädchen als Jungen von Verhäuslichung, Institutionalisierung und Verinselung betroffen sind (vgl. Nissen 1998, S. 198). Die Sorge der Eltern vor sexueller Belästigung ihrer Töchter führt u.a. dazu, dass Mädchen weniger oft die Möglichkeit gegeben wird, sich allein oder in der Gruppe auf öffentlichen Plätzen zu bewegen. Sie gehen seltener als Jungen allein oder mit anderen Kindern zu ihren Lieblingsplätzen, und halten sich eher an Orten auf, die für Kinderspiele vorgesehen sind. Der Straßenraum oder unübersichtliche Flächen werden eher gemieden. Um zu vermeiden, dass die Mädchen unbeaufsichtigt auf öffentlichen Plätzen ihrem Erkundungs- und Bewegungsdrang nachgehen, werden sie von den Erwachsenen häufiger als Jungen zu ferner gelegenen Orten begleitet (vgl. Schön 1999, S. 45ff.). Zudem halten sich Mädchen aller Schichten häufiger als Jungen in der elterlichen Wohnung und an Orten institutionalisierter Freizeitgestaltung auf (z.B. in Vereinen, Musikschulen etc.).

Die stärkere Institutionalisierung und Verhäuslichung der Lebenswelt von Mädchen hat sowohl negative als auch positive Konsequenzen: Weil Mädchen häufiger als Jungen unter der Beaufsichtigung Erwachsener stehen, bleibt ihnen weniger Spielraum für Eigenständigkeit und Selbstbestimmung. Zum anderen bieten die verinselten Lebensräume aber für die Mädchen kreative und kognitive Anregungen, z.B. durch die Teilnahme am Musikunterricht, am Tanzunterricht usw. Das Leben in verschiedenartigen Kontexten fördert nicht nur die soziale Kompetenz, sondern auch „die Fähigkeiten zur Planung, Koordination, Zeitstrukturierung und Kommunikation (vor allem mit Erwachsenen)“ (Nissen 1998, S. 198). Im Falle einer breiten Streuung der einzelnen Inseln vergrößern sich auch der Erfahrungs- und Bewegungsraum. Nichts desto trotz äußerten die meisten Mädchen auf die Frage nach

weiteren Freizeitwünschen den Wunsch nach mehr raumgreifenden Aktivitäten in öffentlichen Freiräumen (z.B. Rollschuhfahren, Radfahren, etc.). Mädchen haben also, genauso wie Jungen, das Bedürfnis, öffentliche (naturbelassene) Freiräume zu erkunden. Was ist es aber, das die Mädchen daran hindert, die gegenständliche Umwelt aktiver zu erkunden? Forschungsergebnisse lassen vermuten, dass hierfür vor allem zwei Faktoren ausschlaggebend sein könnten: Zum einen haben Eltern die Tendenz, Mädchen stärkere Verbote als Jungen aufzuerlegen, beispielsweise aus Angst vor sexueller Bedrohung ihrer Töchter. Zum anderen werden Mädchen noch immer stärker als Jungen zur Mithilfe im Haushalt angewiesen (vgl. ebd., S. 199).

Auch in den Formen der Aneignung sowie in der Nutzung von Räumen sind geschlechtsspezifische Unterschiede zu beobachten: Krisch (2009) bemerkt in diesem Zusammenhang, dass männliche Jugendliche Räume vor allem durch Bewegung in Anspruch nehmen und diese sehr offensichtlich besetzen. Er spricht von „Territorialverhalten“, welches häufig dazu führt, dass Mädchen räumlich in den Hintergrund geraten (Verein Wiener Jugendzentren 2002, S. 45; Böhnisch 2001, S. 157, zit.n. Krisch 2009, S. 54). Mädchen hingegen beschreiben sich zwar als Clique genauso wie Jungen über sozialräumliche Zusammenhänge, definieren diese aber in anderen Formen (vgl. Krisch 2009, S. 54).

Geschlechtsspezifische Untersuchungen des sozialräumlichen Aneignungsverhaltens, wie sie zum Beispiel von Ahrend (1997; 1999), Preissing/Rabe-Kleberg (1995) durchgeführt wurden, zeigen, dass Mädchen sich Räume eher kommunikativ-interaktiv aneignen, während Jungen „die Konstitution von Raum [eher] in Auseinandersetzung mit sozialen Gütern lernen (...) (Löw 2001, S. 253). Auch Nissen (1998) stellt fest, dass „Mädchen (...) die dinglich/räumliche Umwelt eher als Medium der Interaktion [nutzen]“ (Nissen 1998, o.S., zit.n. Krisch 2009, S. 54). In anderen Untersuchungen (Schön 2004, Krisch/Reinprecht 2006, Larcher 2006) war zu beobachten, dass „Mädchen nicht so sehr auf einzelne Orte fixiert sind, sondern unterschiedliche Räume aus verschiedenen Motiven aufsuchen und in Form eines Netzwerkes nutzen“ (Krisch 2009, S. 54). Deshalb sind auch Mädchen als selbstbestimmte Akteure im öffentlichen Raum zu betrachten. Löw (2001) betont an dieser Stelle, dass, wenn man Raum nicht nur als (An)Ordnung von Dingen, sondern auch als Konfiguration von Menschen erfasst, das Handeln von Jungen nicht länger als raumkompetenter als das der Mädchen erscheint. Ein Unterschied besteht lediglich dahingehend, dass die Geschlechter sich unterschiedliche Aspekte des Räumlichen aneignen (vgl. Löw 2001, S. 253).

7. Jugenddelinquenz

7.1. Delinquenz – Begriffsbestimmung

Delinquenz oder Devianz bzw. abweichendes Verhalten hat viele Formen und Gesichter. Im Mittelpunkt meiner Arbeit steht jene Form abweichenden Verhaltens, das bereits (mindestens) einmal strafrechtliche Konsequenzen nach sich gezogen hat; ab diesem Punkt handelt es sich um Delinquenz: Denn im Unterschied zu abweichendem Verhalten werden bei delinquenten Handlungen Normen verletzt, die nach dem Gesetz strafrechtlich sanktioniert sind (bspw. Diebstahl, Körperverletzung, Konsum illegaler Drogen usw.).

In der Frage, wann überhaupt von abweichendem Verhalten die Rede ist, und was darunter zu verstehen ist, gehen die Meinungen je nach theoretischem Betrachtungshintergrund und je nach Situation und Referenz oft weit auseinander. In der Geschichte der Kriminal- und Devianzforschung entstanden viele Theorieansätze, die je nach forschungstheoretischer Einbettung unterschiedliche Akzentuierungen aufweisen: Während die Theorien des soziologischen Erklärungsansatzes abweichendes Verhalten aus der gesellschaftlichen Perspektive beleuchten, stehen bei kriminalsoziologischen und psychologischen Erklärungsansätzen das Individuum und Einflüsse aus dessen Mesosystem (z.B. Schule, Familie, Freunde etc.) im Mittelpunkt der Betrachtungen. Integrative Erklärungsansätze versuchen die Brücke zwischen gesellschaftlicher und individueller Perspektive zu schlagen, indem sie Erkenntnisse aus klassischen Erklärungsansätzen vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Bedingungen miteinander in Verbindung bringen und somit eine breitere Betrachtungsweise ermöglichen (vgl. Böhnisch 2010, S. 11ff.). Nachdem Devianz bzw. abweichendes Verhalten ein unscharfer Begriff ist, und individuell sehr unterschiedliche Formen und Ausprägungen aufweisen kann, muss festgehalten werden, dass es prinzipiell keine Theorie gibt, welche die Entstehung devianten Verhaltens ausreichend und allumfassend erklären kann. Mit dem Selbstverständnis der Sozialpädagogik am ehesten kompatibel sind jedoch integrative Erklärungsansätze, die eine Mischform klassischer soziologischer, entwicklungs- und tiefenpsychologischer Deutungsversuche darstellen. Während die klassischen Theorien Devianz noch hauptsächlich als schichtspezifische

Problematik auslegen, betrachten integrative Erklärungsansätze Devianz primär unter dem Gesichtspunkt des pädagogischen Bewältigungsparadigmas. Dies ist notwendig und sinnvoll, weil Devianz heute noch weniger als früher ein ‚Schichtcharakteristikum‘ darstellt. Vielmehr erscheint „Devianz in sozialen Konstellationen, die überhaupt nicht in das Unterschichtschema passen; deviante Jugendliche und junge Erwachsene gehen selbst aus den ‚besten Familien‘ hervor“ (Böhnisch 2010, S. 15). Eine relativ eindeutige Bindung an eine bestimmte soziale Schicht ist für die meisten Menschen ohnedies nicht mehr gegeben. Es scheint, als müsse man nur genügend biografische Anstrengungen aufbringen, um sein eigenes Leben zu optimieren. Dennoch sind soziale Ungleichheit, Benachteiligung und Stigmatisierung nach wie vor stark vorhanden. Ihre Strukturen und Formen sind heute nur relativer und differenzierter als früher. Böhnisch (2010) spricht hier von einer „Horizontalen Ungleichheit“, welche „in der unterschiedlich verteilten, sich sozialstrukturell ausprägenden (segmentierten) *Erreichbarkeit* sozialer Chancen“ zum Ausdruck kommt (ebd., S. 15). Sind soziale Chancen also für die Menschen nicht in gleicher Weise zugänglich, so manifestiert sich soziale Ungleichheit innerhalb „einer Konkurrenzgesellschaft, in der ‚Mithalten‘ oberster Wert ist, und ‚Probleme haben‘ sich statusmindernd auswirkt“ (Böhnisch 2010, S. 15).

Wie bereits erwähnt, hat Abweichendes Verhalten viele Gesichter. Böhnisch gliedert den Begriff in diesem Zusammenhang in Unterkategorien: So unterscheidet er beispielsweise ‚sozial abweichendes Verhalten‘ von ‚institutionell gebundener sozialer Abweichung‘.

Mit sozial abweichendem Verhalten ist allein schon die Abweichung von tradierten Mustern ‚normaler Lebensführung‘ gemeint. Selbst wenn dieses Verhalten keine strafrechtlichen Sanktionen nach sich zieht, werden Menschen, die biografisch scheitern oder sozial oder kulturell nicht mithalten können, oft sozial sanktioniert. Gesellschaftliche Etikettierungen und Vorurteile sind die Folge (vgl. ebd., S. 13). Solche sozialen und kulturellen Stigmata können Menschen oft stärker als strafrechtliche Sanktionen beeinträchtigen und nicht selten reagieren die betroffenen Personen auf diese Etikettierungen in widersprüchlicher Weise durch das aktive Ausleben ihres Stigmas (vgl. Böhnisch 2010, S. 15).

Institutionell gebundene soziale Abweichung liegt beispielsweise vor, wenn Heranwachsende in der Schule Abweichendes Verhalten zeigen, indem sie z.B. den Unterricht stören, die Mitarbeit verweigern o.ä. Dieses Verhalten wird von der betreffenden Institution (Schule) negativ sanktioniert, von der außerschulischen Peergroup kann es jedoch durchaus eine positive Bewertung erfahren. „Kennzeichen des institutionell gebundenen Abweichenden

Verhaltens ist es [also], dass es sozial nicht durchgängig, [sondern] oft nur in der betreffenden Institution negativ sanktioniert [wird]“ (ebd., S. 13). Generell ist die Gruppendynamik, die aus einem kollektiven Identitäts- und Aktionszusammenhang entsteht, oft dafür verantwortlich, dass TäterInnen unter Gruppenzwang Dinge tun, die sie als Einzelne nicht tun würden. Ein alltägliches Beispiel hierfür ist das Mobbing (vgl. Böhnisch 2010, S. 13).

Auch selbstgefährdende und selbstdestruktive Handlungen, wie z.B. Medikamentenmissbrauch, Bulimie, Ritzen etc. fallen in die Kategorie abweichenden Verhaltens. Auch hier sind häufig keine strafrechtlichen Konsequenzen zu erwarten, vielfach ist jedoch soziale Ächtung Erwachsener und/oder anderer Jugendlicher die Folge.

Im nächsten Kapitel wird der Frage nachgegangen, welche Merkmale für Jugenddelinquenz charakteristisch sind und wodurch sich Jugenddelinquenz von Erwachsenendelinquenz unterscheidet. Auch die gesellschaftliche Reaktion auf Jugenddelinquenz wird in diesem Rahmen Beachtung finden.

7.2. Grenzüberschreitungen Jugendlicher: Ab wann spricht man von Jugenddelinquenz?

Wie im Kapitel Jugend bereits ersichtlich wurde, haben Jugendliche „die unverbesserliche Neigung, normative Grenzen auszutesten und diese dabei gelegentlich zu überschreiten“ (Enke 2003, S. 9). Indem sie an gesellschaftlichen und moralischen Erwartungen und Normvorstellungen „anecken“, loten Jugendliche die Grenzen des eigenen Handlungsspielraumes aus und sammeln so identitätsbildende Erfahrungen. Weil diese Form der „jugendlichen Aus- und Überschreitung“ bis zu einem gewissen Grad entwicklungstypisch ist, ist die Vorstellung, Jugenddelinquenz beseitigen zu können, ein aussichtsloses Unterfangen (vgl. ebd., S. 9).

Seit einigen Jahren ist jedoch ein signifikanter Anstieg von Jugenddelinquenz zu beobachten. Auch registrierte Gewalt- und Drogendelikte haben zugenommen und sind Grund zu anhaltender Besorgnis (vgl. Polizeiliche Kriminalstatistik 2000, o.S., zit.n. Enke 2003, S. 9). In gleichem Maße, in dem die Jugendkriminalität zugenommen hat, hat aber auch die gesellschaftliche Dramatisierung der Jugenddelinquenz zugenommen. Ein Grund dafür mag

die Medienpräsenz sein, die in den letzten Jahren immer stärker geworden ist und häufig von Jugendkriminalität berichtet. Mitunter ist die verbreitete Kriminalisierung und Stigmatisierung der Jugend durch die Gesellschaft aber auch dadurch zu erklären, dass sich Jugendliche vor allem sozialräumlich orientieren, wodurch Verhalten, welches sich außerhalb der gesellschaftlichen Norm bewegt, für die Außenwelt sichtbar wird. Zudem sind die Heranwachsenden stärker als Erwachsene institutioneller Kontrollen (z.B. durch Schule, Ausbildungsstätte) ausgesetzt, die „im Wechselbad von Kriminalisierung und pädagogischer Beschwichtigung (...) soziale Regulationspolitik betreiben“ (Böhnisch 2010, S. 113). Zwar ist die Sorge der älteren Generation um die Zukunft der Jüngeren angesichts der gestiegenen Kriminalitätsrate legitim und nachvollziehbar, andererseits besteht hierdurch die Gefahr der Stigmatisierung einer ganzen Generation, was sich wiederum im Sinne einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung negativ auf die Heranwachsenden auswirken kann (Enke 2003, S. 9).

Böhnisch (2010) empfiehlt deshalb, in der pädagogischen Auseinandersetzung den Begriff Jugendkriminalität von dem der Jugenddelinquenz bewusst zu unterscheiden: Während Jugendkriminalität ein Begriff ist, der sich auf das Tatverhalten bezieht, drückt Jugenddelinquenz vielmehr aus, „dass es sich hier um Jugendkonflikte (Brusten/Herringer/Malinowski 1983) handelt, die für diese Lebensphase von der Anlage her entwicklungstypisch sind“ (Böhnisch 2010, S. 112). Ist man sich dieser Entwicklungstypik nicht bewusst, so wird abweichendes Verhalten im Jugendalter vorschnell kriminalisiert und etikettiert, anstatt es als ein Bewältigungsverhalten zu betrachten (vgl. ebd., S. 111). Im Sinne des Bewältigungsparadigmas, das in der Sozialpädagogik handlungsleitend ist, macht Jugenddelinquenz nämlich „indem sie Aufmerksamkeit auf sich zieht, auf Missstände aufmerksam, die einer förderlichen Sozialisation bereits im Wege stehen (...). Ob beabsichtigt oder unbewusst (...) provoziert [sie] eine Reaktion der Erwachsenen“ (Enke 2003, S. 10).

Im Unterschied zur Erwachsenenkriminalität tritt Jugenddelinquenz eher spontan und gruppenbezogen auf und bringt meist weniger wirtschaftlichen Schaden mit sich (vgl. Dollinger/Schmidt-Semisch 2010, S. 11). Zudem unterscheidet sie sich von der Erwachsenendelinquenz vor allem dahingehend, dass sie sich (noch) nicht biografisch manifestiert hat; sie ist von „episodenhaftem Charakter“ und findet zumeist keine Fortsetzung in Erwachsenenkriminalität (Enke 2003, S. 9). Dennoch warnt Enke davor, jugendliches

Fehlverhalten als rein entwicklungstypisch zu betrachten und ihm in Folge dessen keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Vielmehr fordert er, auch auf die Gefahr hin, Stigmatisierungsprozesse in Gang zu setzen, delinquenten Jugendlichen mit klaren Interventionen zu begegnen; nicht zuletzt deshalb, weil strukturelle Vorgaben und Weichenstellungen für die Sicherung der Zukunft im Zeitalter der Individualisierung ohnehin brüchig geworden sind. Zwar kann delinquentes Verhalten im Jugendalter nicht zwangsläufig mit einem Scheitern der Sozialisation gleichgesetzt werden, dennoch können „Delinquenz und ihre Folgen (...) sie aber nachhaltig beeinträchtigen, wenn nicht sofort und angemessen reagiert wird“ (vgl. Enke 2003, S. 10). Eine Reaktion mittels sogenannter „harter Maßnahmen“ ist jedoch im Sinne der Bekämpfung von Jugenddelinquenz wenig sinnvoll. Neueste wissenschaftliche Evaluationen diesbezüglich kamen nämlich zu der Erkenntnis, dass diese mit hohen Rückfallsquoten in Zusammenhang stehen (vgl. Dollinger/Schmidt-Semisch 2010, S. 11).

7.3. Geschlechtsspezifische Aspekte von Jugenddelinquenz

Nach Ziehlke (1993) sind Mädchen in allen Bereichen der Delinquenz signifikant unterrepräsentiert. Dies liegt vor allem an der geschlechtstypischen Sozialisation, innerhalb derer die Mädchen stärker als Jungen lernen, sich an der Familie und am Bereich der persönlichen Beziehungen zu orientieren. Ihre Sozialisation bewahrt die Mädchen und jungen Frauen stärker vor der Wahl illegitimer Mittel, zu denen sie in der Regel ohnehin weniger Zugang haben als Jungen (vgl. Ziehlke 1993, S. 215). Die geringe Repräsentanz von Mädchen in der Jugendkriminalitätsforschung mag aber auch daran liegen, dass delinquentes Verhalten von Mädchen sich häufig im Verborgenen abspielt. Ziehlke (1993) bezeichnet die Straftaten weiblicher Jugendlicher, im Gegensatz zu den ‚lauten‘, ‚harten‘ Straftaten männlicher Jugendlicher, eher als ‚leise‘ (vgl. ebd., S. 71). Beispiele für solche ‚leisen‘ Strafhandlungen sind z.B. Ladendiebstähle, Leistungerschleichungen und Ähnliches. Hier werden deutliche Parallelen zu den immer noch existierenden männlichen und weiblichen Geschlechtsstereotypen erkennbar: Nachdem die Öffentlichkeit nach wie vor meist von den Männern ‚dominiert‘ wird, leben und agieren Frauen tendenziell eher im Privatraum. Gleichmaßen spielt sich männliche Devianz eher im öffentlichen Raum ab, während der Ort weiblicher Devianz eher in der Privatsphäre liegt (vgl. Ziehlke 1993, S. 187).

Böhnisch (2010) stellt jedoch fest, dass das weibliche (leise) Bewältigungsmuster des ‚sich Zurücknehmens‘ zwar auch heute noch vorhanden ist, die „aggressive, ‚laute‘ Mädchendelinquenz [jedoch] zugenommen [hat]. Dies ist auf die Entgrenzung der Geschlechterrollen und die jugendkulturelle Emanzipation vieler Mädchen zurückzuführen“ (Böhnisch 2010, S. 137). Wittmann/Bruhns (2001) vermuten, dass die Mädchen, indem sie gewalttätiges, aggressives Verhalten zeigen, versuchen, „‘traditionelle‘ Zuschreibungen und Erwartungen infrage zu stellen und Geschlechterunterschiede zu neutralisieren“ (Wittmann/Bruhns 2001, zit.n. ebd., S. 137). Diesen Emanzipationsruf als alleinige Ursache für delinquentes Verhalten von Mädchen zu sehen, würde jedoch zu kurz greifen. Genauso wie bei männlichen Jugendlichen sind die Entstehungsbedingungen für Jugenddelinquenz auch bei Mädchen Ausdruck von Bewältigungsproblemen im Sozialisationsprozess, die vielfältige Ursachen haben können.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass es nicht nur geschlechtsspezifische Unterschiede im devianten Verhalten von Mädchen und Jungen gibt, sondern dass deren Straftaten von der Gesellschaft meist auch unterschiedlich stark sanktioniert werden. So wird bspw. aggressives Verhalten von Mädchen häufig als Kontrollverlust (in Bezug auf deren traditionelle Geschlechterrolle) bewertet, wohingegen Jungen in ihren Handlungen eher Zielgerichtetheit und Intentionalität unterstellt wird. Mädchen und junge Frauen werden deshalb im Durchschnitt milder bestraft und häufiger als Jungen in psychiatrische Obhut oder Heime verwiesen. Diese geschlechtstypischen Etikettierungen bergen nach Böhnisch die Gefahr in sich, dass „die Motive für das Gewalthandeln von Mädchen nicht nur bagatellisiert, sondern übergangen [werden]. Mangelnde Anerkennung, lange aufgestaute Wut über stillschweigende oder offene Missachtung in Familie und Schule oder schwere Gewalterfahrungen bilden bei Mädchen einen Hintergrund für Gewalthandeln, der oft zu wenig ernst genommen wird“ (Böhnisch 2010, S. 137).

7.4. Entstehungsbedingungen von Jugenddelinquenz

Wie in Kapitel 6.2. bereits ersichtlich wurde, interpretiert die Sozialpädagogik die gestiegene Jugenddelinquenz (unter anderem) als Folge zunehmender Bewältigungsprobleme, die sich im Zuge der Individualisierung im Zeitalter der Globalisierung für die Jugendlichen ergeben

(Böhnisch 2010; Enke 2003; Hurrelmann 1997). Die frühen biografischen Anstrengungen, die dennoch keine Garantie dafür sind, dass die eigene Lebensplanung gelingt, lassen den jugendlichen Schonraum brüchig werden (siehe auch Kapitel 1.1.). Doch nicht alle Jugendlichen ‚scheitern‘ an diesen Bewältigungsproblemen, indem sie in die Kriminalität abrutschen. Hurrelmann (1997) beschreibt ausführlich, wie die Problembelastungen Jugendlicher in delinquentem Verhalten münden können. Ausschlaggebend für das Gelingen oder Scheitern des (jugendlichen) Sozialisationsprozesses sind vor allem die sozialen sowie die personalen Bedingungen der Heranwachsenden.

Soziale Bedingungen sind Unterstützungen aus dem sozialen Umfeld (z.B. durch Familie, Freunde, Institutionen). Sie können nicht unmittelbar durch eigenes Handeln beeinflusst und verändert werden. Der wohl wichtigste Einflussfaktor innerhalb der sozialen Bedingungen ist die Qualität der Familienbeziehungen. Instabile oder gestörte Familienbeziehungen sind ein großer Risikofaktor für die Entwicklung Abweichenden Verhaltens und/oder des Abrutschens in die Delinquenz. Die sozialen Bedingungen sind nach Hurrelmann (1997) maßgeblich durch die Lebenslage bestimmt. Diese wiederum ergibt sich aus der sozioökonomischen Platzierung der Herkunftsfamilie (vgl. Hurrelmann 1997, S. 193ff.).

Unter *personale Bedingungen* fallen Faktoren wie zum Beispiel die Geschlechtszugehörigkeit, individuelle Problembewältigungskompetenzen, kognitive und motivationale Dispositionen. Dies sind überdauernde soziale Persönlichkeitsmerkmale. Im Laufe der Jugendphase entwickeln Jugendliche „feste Muster der Problembewältigung“, die die Grundlage für die Bewältigung von künftigen Handlungsanforderungen und Entwicklungsaufgaben bilden (ebd., S. 195). Der Grad aktiver Erschließung einer Problemkonstellation ist eine wesentliche Komponente in der Lebensbewältigung: Eine gut strukturierte, aber flexible und eigenaktive Wahrnehmung der sozialen Realität, die aber gleichzeitig offen für neue Eindrücke und rasche spontane Reaktionen bei neu entstehenden Konstellationen ist, erweist sich dabei als günstig, ausweichende und vermeidende, passive Strategien der Reaktion auf Problemlagen hingegen als ungünstig (vgl. Moriarty & Toussieng 1980; Medrich u.a. 1982; Oerter 1987, zit.n. Hurrelmann 1997, S. 195).

Das Zusammenspiel von sozialen und personalen Bedingungen ergibt ein Gesamtgefüge von Ausgangsbedingungen. Im Verlauf der Jugendphase können sich diese Bedingungen zwar ständig verändern, die überdauernden Grundstrukturen bilden jedoch „die Ressourcen und Potentiale, die für die Bewältigung der jugendlichen Entwicklungsaufgaben und

Handlungsanforderungen zur Verfügung stehen“ (Hurrelmann 1997, S. 194). Sind die personalen und sozialen Bedingungen also brüchig oder instabil, so entwickeln die Heranwachsenden nicht genügend Kompetenzen, um die Entwicklungsanforderungen, die in Kapitel 1.3. beschrieben sind, zu bewältigen. Problematisch dabei ist, dass durch die Nichtbewältigung einer Entwicklungsaufgabe häufig auch die Bewältigung anderer Entwicklungsaufgaben erschwert wird. Ein „Problemstau“ von mehreren unbewältigten Entwicklungsaufgaben ist für die Jugendlichen sehr belastend und kann zur Folge haben, dass die Heranwachsenden deviante Symptome entwickeln.

Wie in Abbildung 1 dargestellt, sind sowohl das Unterstützungspotential der sozialen Umwelt, als auch die individuellen Bewältigungsstrategien entscheidend, ob die Jugendlichen die an sie gestellten Entwicklungsanforderungen gut bewältigen können oder nicht.

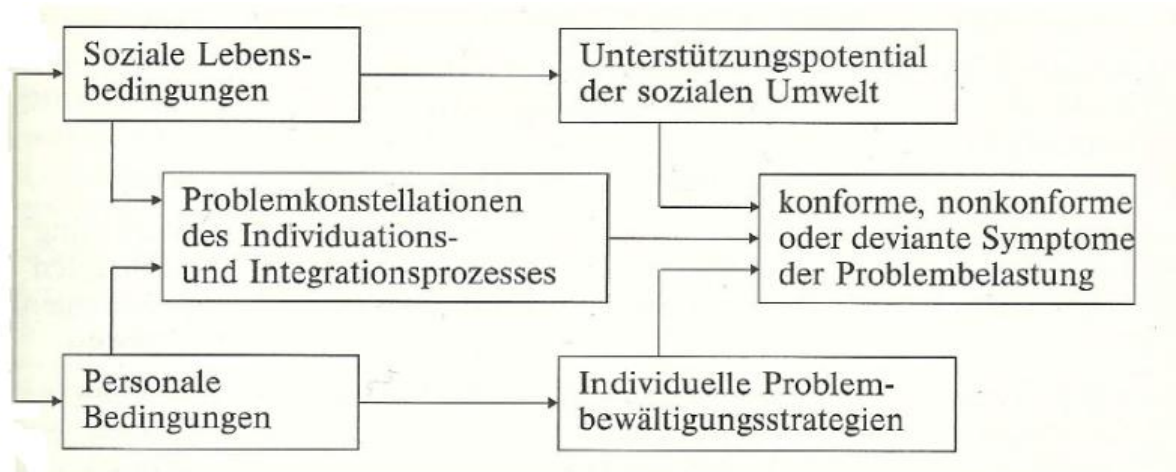


Abb.1.: Bedingungen für Problembelastungen und ihre Bewältigung (Hurrelmann 1997, S. 197).

Nach Hurrelmann und Engel (1992) ist deviantes Verhalten bei Jugendlichen nicht als Ausdruck der *Abwendung* vom gesellschaftlichen Wertesystem zu interpretieren; vielmehr ist das Gegenteil der Fall: Gerade eine hohe Akzeptanz von Werten wie Erfolg, Prestige und Status kann Jugendliche so sehr unter Druck setzen, dass ein absehbares biografisches Scheitern mitunter Auslöser für deviante Verhaltensmuster sein kann. Denn wenn Jugendliche es nicht schaffen, sich über schulische Leistungen statusbezogenen Erfolg zu sichern,

entwickeln sich günstige Voraussetzungen dafür, dass sie ihre statusbezogenen Ziele auch mit illegitimen, devianten oder aggressiven Mitteln zu erreichen versuchen (vgl. Engel&Hurrelmann 1992, o.S., zit.n. Hurrelmann 1997, S. 203).

Neben schulbezogenem Leistungsstatus und berufsbezogenen Aussichten spielt aber auch die soziale Integration in der Gleichaltrigengruppe eine große Rolle. In der Gruppe ‚angesehen‘ zu werden und einen guten sozialen Status darin innezuhaben ist für viele Jugendliche von großer Bedeutung. Nach Hurrelmann spielt beim jugendlichen Ansehen „der Grad der Verfügbarkeit über geeignete Statusgüter der Freizeit- und Konsumkultur (Kleidung, Schmuck, Fahrzeuge, Medienausstattung etc.) (...) eine wichtige Rolle“ (Hurrelmann 1997, S. 204). Wenn Jugendliche es nicht (mehr) schaffen, über sozial akzeptierte Wege Ansehen zu erlangen, versuchen sie häufig, dieses über die Anwendung von Gewalt und Aggression zu erlangen. Aber auch der soziale Ausschluss aus einer Gruppe oder andere Erfahrungen sozialer Deprivation können eine Quelle devianten Verhaltens sein (Jessor&Jessor 1977, o.S., zit.n. Hurrelmann 1997, S. 204).

Delinquente Handlungen werden im Jugendalter am häufigsten in und mit der Peergroup ausgeführt. In der Subkulturtheorie finden sich Erklärungsansätze für die Entstehung von antisozialen Gruppenentwicklungen. Subkulturen werden hier als „sozialstrukturelle Mechanismen [definiert], die es ermöglichen, dass unterschiedliche, teilweise widersprüchliche und sich auf gleicher Ebene ausschließende Normen nebeneinander bestehen können“ (Böhnisch 2003, S. 113). Über die Bildung von Subkulturen schaffen es beispielsweise eingewanderte ethnische Gruppen, ihre mitgebrachten soziokulturellen Werte beizubehalten, und sich trotzdem in die Gesellschaft zu integrieren: Sie grenzen sich sozialräumlich von der Mehrheitsgesellschaft ab und leben innerhalb einer Gruppe von Gleichgesinnten ihre mitgebrachten Werte aus, wobei sie sich aber nach außen hin an der neuen Gesellschaft orientieren. Ähnlich auch die Entwicklung von Jugendsubkulturen: Innerhalb der Jugendgruppe wird mit Rollen und normativen Grenzen experimentiert. Dabei wird häufig ein gemeinsames Wertesystem vertreten und ausgelebt, das zu jenem der Erwachsenengesellschaft in Widerspruch steht. Der Unterschied zum oben angeführten Beispiel besteht jedoch darin, dass die jugendlichen Peergroups sich nach außen hin nicht an der gesellschaftlichen Norm orientieren. Ganz im Gegenteil tragen sie ihr Wertesystem bzw. das, wodurch sie sich von der Gesellschaftsnorm zu unterscheiden glauben, provokativ nach außen, um von der Erwachsenengeneration ‚gesehen‘ zu werden und so mit ihrer Umwelt in

Beziehung treten zu können. Wenn die Balance zwischen subkultureller und gesamtgesellschaftlicher Normorientierung nicht mehr gegeben ist, wird das Verhalten der Jugendlichen als ‚Abweichendes Verhalten‘ deklariert.

Zwar hat jede Gleichaltrigenkultur Jugendlicher subkulturelle Elemente, die mehr oder weniger stark im Widerspruch zu gesellschaftlichen Werten stehen, das bedeutet jedoch nicht, dass deshalb alle Jugendsubkulturen als delinquent einzustufen sind. Erst wenn das Abweichende Verhalten nicht mehr als Begleiterscheinung entwicklungstypischer Herausforderungen (Experimentieren mit sozialen Rollen und normativen Grenzen, Ablösung vom Elternhaus...) betrachtet werden kann, sondern das Abweichende Verhalten selbst „zum Kristallationspunkt der Gruppenstruktur“ wird (Böhnisch 2003, S. 114), spricht man von devianten Jugendgruppierungen.

7.5. Typische Handlungsmuster und Episoden der Jugenddelinquenz

Das folgende Kapitel ist der Verlaufsstruktur der Jugenddelinquenz gewidmet. Hier interessieren mich vor allem die Phasen der Delinquenz bis hin zur Neuorientierung. In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema, stellte ich fest, dass es zwar sehr viel an Fachliteratur und empirischen Untersuchungen zum Thema Jugenddelinquenz gibt, über deren Verlaufsstruktur jedoch relativ wenig bekannt ist.

Eine detaillierte Längsschnittstudie, welche die Jugenddelinquenz im Sinne verschiedener Verlaufsphasen aufschlüsselt, stammt von Thomas Enke (2003). In seiner Untersuchung wurden die Biografien von straffällig gewordenen Jugendlichen qualitativ rekonstruiert, um Entstehung und Bewältigung von Jugenddelinquenz in seinen Sinnzusammenhängen aufzuschlüsseln. Er führte mit den Jugendlichen jeweils zwei Interviews, wobei der Abstand zwischen den Interviews mindestens ein Jahr betrug. Im Zuge der Ausarbeitung erkannte Enke (ähnlich wie 1988 auch schon Lenz) unterschiedliche Handlungstypen von Jugendlichen. Diese Handlungstypen beziehen sich nicht nur auf straffällig gewordene Jugendliche, sondern gelten gleichsam als Ordnungskategorie für alle Adoleszenten. Für die Erforschung der Verlaufsstruktur von Jugenddelinquenz ist diese Aufschlüsselung aber vor allem deshalb interessant, weil die Bewältigungsformen der straffällig gewordenen Jugendlichen durchaus den Handlungstypen zuordenbar sind. Erstellt wurden Profile von

Handlungstypen, die sich in ihren Werten sowie in ihrem Verarbeitungs- und Bewältigungsmuster voneinander abgrenzen. Unterschieden wird in maskulin-, hedonistisch-, familien-, und subjektorientierte Jugendliche. Jede dieser Gruppierungen hat eine gemeinsame Sinnstruktur. Die Studie hat für meine Arbeit besondere Relevanz, weil sie, ähnlich wie in meiner Untersuchung, den Fokus auf die Bewältigungsstrategien der Jugendlichen legt. Im empirischen Teil sollen die Ergebnisse meiner Studie mit den Ergebnissen Enkes‘ verglichen werden.

In folgendem werde ich auf die einzelnen Handlungstypen genauer eingehen, indem ich sie und deren jugenddelinquente Verlaufsphasen kurz beschreibe. An dieser Stelle muss festgehalten werden, dass sich die Beschreibungen und Verläufe auf die jugendlichen Proband/innen auf Enkes‘ Untersuchung beziehen und deshalb keine Allgemeingültigkeit für sich beanspruchen können. Vielmehr handelt es sich hier um eine grobe Darstellung von Handlungstypen, die als ungefähre Richtlinie der Kategorisierung dienen soll.

7.5.1. Der maskulin-orientierte Handlungstyp

Für die maskulin-orientierten Jugendlichen nimmt die Gleichaltrigengruppe einen hohen Stellenwert ein. Sie bewegen sich meist in einer Clique mit vielen Kumpels, zu denen keine tiefen Freundschaften bestehen, Solidarität und Kameradschaft untereinander aber sehr wichtig sind. Enke beschreibt das Grundmuster dieses Handlungstyps als „Versichern“, weil das gegenseitige Füreinander-Einstehen innerhalb der Clique aber auch in Paarbeziehungen einen hohen Stellenwert besitzt. Die Jugendlichen maskulinen Typs erweiterten eigeninitiativ und sehr früh ihren Handlungsraum und halten sich meist auf Straßen oder öffentlichen Plätzen auf. Die Clique möchte möglichst unabhängig von Sozialbezügen sein; wichtig ist es für die Jugendlichen, möglichst schnell Unabhängigkeit vom Elternhaus zu erlangen. Die Jugendlichen dieses Typs klagten in Enkes Interviews über mangelnde Verfügbarkeit der Eltern bzw. eines Elternteils und es scheint, als suchten sie in der Gleichaltrigengruppe jene Sicherheit, die ihnen in der Herkunftsfamilie nicht gegeben werden konnte. Die Mädchen nahmen gegenüber den Jungen häufig eine untergeordnete Rolle ein, besaßen in der Gruppe aber eine wichtige integrative und schlichtende Funktion. Die maskulin-orientierten Jugendlichen grenz(t)en sich von den Erwachsenen ab und provozier(t)en gerne in der

Öffentlichkeit. Häufig gab es ein gemeinsames Feindbild, das die Gruppe noch stärker aneinander band. Obwohl ihnen ökonomische Unabhängigkeit von den Eltern wichtig ist, haben/hatten sie für Ausbildung und Schule in der Regel wenig Interesse und woll(t)en diese so schnell wie möglich hinter sich bringen. Typisch für die Jugendlichen maskulinen Typs war es, sich Erwachsenen gegenüber erst mal misstrauisch zu verhalten. Wenn sie sich jedoch ‚zeigten‘, dann in der Regel geradlinig und unverstellt.

Sie beschrieben sich selbst als benachteiligt, reizbar, eigenwillig und ungeduldig, aber auch als in der Lage, für Andere einzustehen. Sie haben eher traditionelle Wert- und Rollenvorstellungen und wünschen sich für die Zukunft eine geschlechtsspezifische Rollenübernahme in der Familie. Sie neigen zum Delegieren und stellen häufig Forderungen. So müssen sich Umstände und Andere zuerst verändern, bevor sie selbst etwas ändern wollen. Prinzipiell lassen sich die Jugendlichen ungern verändern; sie wollen vielmehr so geliebt werden, wie sie sind.

Die maskulin-orientierten Jugendlichen der Studie haben Angst vor Fremdbestimmung und Desintegration, sowie vor Störungen der Selbstwirksamkeit und Selbstbehauptung. Belastend empfinden sie perspektivische Unsicherheiten und unklare Objektbezüge. Auf Krisen reagieren sie mit Tendenzen zu Selbstaufgabe, Rückzug, Verzweiflung, Versagensangst und Gefühlen der Hilf- und Wehrlosigkeit. Häufig litten die Jugendlichen unter großen Zukunfts- und Versagensängsten. Je nachdem, in welcher Reichweite sich ein Ziel befindet, reißen sie sich entweder zusammen, oder sie resignieren, weil sie ‚nix dafür können‘. Gerne aber übernehmen sie Verantwortung für eine Rolle (z.B. Vorbildfunktion für Geschwister o.ä.).

(vgl. Enke 2003, S. 42ff.).

Phasen der Delinquenz bis zur Neuorientierung

Hatten die Jugendlichen ihre erworbenen Freiräume ‚endlich‘ ausreichend zur Verfügung, nutzten sie sie aus, wodurch Schule und Ausbildung mehr und mehr in den Hintergrund gerieten. Je mehr die Verpflichtungen verdrängt wurden, desto wichtiger wurde es für die Jugendlichen, Anerkennung und Akzeptanz durch die Gruppe zu erlangen. Abenteuerlust sowie ein hoher Anpassungs- bzw. Gruppendruck führten zu delinquenten Handlungen.

Ebenso wuchs die Solidarität innerhalb der Gruppe zur Rebellion gegen bestimmte Feindbilder aus. Sie wähten sich als Opfer gegenüber der Umwelt und glaubten, sich wehren zu müssen. Gewalt, aber auch Alkohol und Drogen wurden zur Problembewältigungsstrategie.

Das Sicherheitsgefühl durch die Peergroup war jedoch nicht von Dauer und es kam zu Beziehungsabbrüchen und Konflikten untereinander. Bei den maskulin-orientierten Jugendlichen in Enkes Studie kam es erst zu Verhaltensveränderungen, als sich die Krisen zuspitzten, und sie das Gefühl hatten, diese aus eigener Kraft nicht mehr bewältigen zu können. Sanktionserfahrungen bewirkten bei ihnen hingegen keine Intention zu Verhaltensveränderungen. Für maskulin-orientierte Jugendliche, sowie auch für alle anderen Handlungstypen gilt, dass mit dem Willen zur Verhaltensveränderung noch kein Abschluss der delinquenten Episode ausgemacht werden kann. Vielmehr markiert er nur „einen Wendepunkt in der Verlaufskurve und ist gleichbedeutend mit dem Abschluss einer Etappe“ (Enke 2003, S. 71).

Auch wenn sie an einem Wendepunkt angelangt sind, ist es für maskulin-orientierte Jugendliche häufig typisch, dass sie zuallererst Veränderungen in und an ihrem Umfeld verlangen, ehe sie sich selbst verändern.

Entscheidung über Konformität oder Rückfall

Zur endgültigen Abkehr von delinquenten Handlungen kam es bei den maskulin-orientierten Jugendlichen nur, wenn sie eine realistische Aussicht auf eine traditionelle Rolle hatten. Die Übernahme einer sicheren und dauerhaften Rolle, die ihnen Sicherheit, Unabhängigkeit und geschlechtsspezifische Verantwortungsübernahme (z.B. für eine eigene künftige Familie) verspricht, war für die zeitliche Stabilität ihres Orientierungswechsels maßgeblich.

7.5.2. Der hedonistisch-orientierte Handlungstyp

Hedonistisch-orientierte Jugendliche zeichnen sich durch einen genussorientierten Lebensstil aus. Vergnügen ist nach Enke das Grundmuster dieses Handlungstyps. Spaß, Konsum und Unterhaltung leiten ihre Handlungen. Sie bewegen sich meist in einer größeren Gruppe von ebenfalls genussorientierten Jugendlichen und in kommerziellen Räumen. Die Beziehungen zu den Gleichaltrigen sind häufig Zweckbündnisse, die gemeinsam subkulturelle Szenen bilden. Innerhalb dieser wollen sie sich in Stil und Aussehen von Anderen abheben. Die Jugendlichen in Enkes Untersuchung beschrieben sich als kontaktfreudig, begeisterungsfähig und leicht verführbar. Der elterliche Ablösungsprozess ist/war für sie zweitrangig, in erster Linie geht/ging es ihnen darum, die Jugend als Moratorium zu genießen. Demensprechend von Bedeutung ist es für die Heranwachsenden dieses Typs auch, die Gunst der Eltern auf ihrer Seite zu haben. Weil sie um die Aufrechterhaltung eines positiven Selbst- und Fremdbildes bemüht sind, verstellen sie sich häufig. Dieses Sich-verstellen ist für hedonistisch-orientierte Jugendliche eine wichtige Strategie, um der Ambivalenz zu entkommen, die sich daraus ergibt, dass die Jugendlichen auch gegen elterliche Vorbehalte genussvoll leben möchten, sie diese aber dennoch nicht enttäuschen wollen. Die Heranwachsenden wünschen sich ein schönes, genussreiches Leben mit wenig Aufwand; auch die Erfüllung schulischer Verpflichtungen ist von ihrer Lust abhängig. Hinsichtlich der Berufswahl ist es den Jugendlichen dieser Untersuchung wichtig, später einmal einen guten Status inne zu haben. Der Status der Eltern oder Geschwister spielte dabei eine große Rolle. Bedürfnisse konnten sie nur schwer aufschieben.

Nach Enke ist die größte Angst dieser Jugendlichen, ihre Unterstützungsbasis zu verlieren, bevor sie sich selbstständig fühlen. Der größte Stressfaktor in Beziehungen ist Stress und das Ausbleiben von Spaß. In einer Auseinandersetzung mit den Eltern zeigten die hedonistisch-orientierten Jugendlichen häufig konfliktscheue, problemaussparende und kompromissreiche Umgangs- und Kommunikationsmuster. Sie sind ständig auf der Suche nach dem ‚Kick‘, wobei sie sich der Risiken ihrer Lebensweise durchaus bewusst sind: Fehlende Ablenkung von Langeweile in Verbindung mit Labilität und Gleichgültigkeit können die Jugendlichen stark beeinträchtigen. Meistens haben sie jedoch (Unterhaltungs-) Strategien parat; für die Aufrechterhaltung des Lebensgenusses wird häufig auch Negatives in Kauf genommen.

Drogenkonsum ist deshalb unter diesen Jugendlichen stark verbreitet (vgl. Enke 2003, S. 47ff).

Phasen der Delinquenz bis zur Neuorientierung

Die hedonistisch-orientierten Jugendlichen suchten und fanden ihren sogenannten ‚Kick‘ im gemeinsamen Ausleben delinquenten Verhaltens. Häufig war die Delinquenz auch eine Folge des unkontrollierbaren Konsums von Suchtmitteln. Je mehr sich ihr delinquentes Verhalten steigerte, desto wichtiger wurde es für die Jugendlichen, sich vor den Eltern zu verstellen, um die Delinquenz zu verheimlichen. Die Herkunftsfamilie als Basis wollten sie nämlich auf keinen Fall verlieren. Die negativen Auswirkungen ihrer Handlungen betrachteten sie lange Zeit mit einer für sie charakteristischen Gleichgültigkeit. Erst als sich der Stress des Erwischt- und Verfolgtwerdens zuspitzte und diese Stressoren so unerträglich wurden, dass sie ihr psychosoziales Gleichgewicht angriffen, zeigten die befragten Personen dieses Typs den Willen zu Verhaltensveränderungen und Bereitschaft, Hilfe anzunehmen. Auch für die hedonistisch-orientierten Jugendlichen markiert der Wille zum Ausstieg aus der Delinquenz lediglich einen Wendepunkt bzw. den Abschluss einer Etappe; ein dauerhaft konformes Verhalten kann aber nicht garantiert werden (vgl. Enke 2003, S. 72ff).

Entscheidung über Konformität oder Rückfall

Aufgrund ihrer hedonistischen Handlungsstruktur verbanden die Jugendlichen mit dem Willen der Verhaltensveränderung keineswegs eine Änderung ihres Lebensstils. Zwar wollten sie von delinquenten Handlungen Abstand nehmen, auf Spaß und Genuss wollten sie dabei aber dennoch nicht verzichten. Die Jugendlichen wünschten sich mehr Selbstkontrolle um ihr Leben auch ‚legal‘ genießen zu können. Weil dieser Übergang sich aber schwierig gestaltet, hatten die meisten von Enkes‘ ProbandInnen Rückfälle. Die Rückfälle verstärkten ihre Tendenz, sich zu verstellen, was die soziale Kontrolle im Helfersystem außerordentlich erschwerte. Die Heranwachsenden ließen sich in der Regel nur von einigen Wenigen ‚in die Karten schauen‘. Im Sinne der Weiterentwicklung hatten die Rückfälle aber insofern ein

lehrreiches Element, als dass sich die hedonistisch-orientierten Jugendlichen dadurch ihrer Schwächen immer stärker bewusst wurden und sich letztendlich ihr Wunsch verstärkte, ihr Selbstkontrolldefizit in den Griff zu bekommen. Um dies zu erreichen, „strukturierten sie ihre sozialen Beziehungen so um, dass sie dadurch mehr äußerer Kontrolle ausgesetzt waren“ (Enke 2003, S. 80). Für die Erreichung langfristiger Konformität brauchten die Jugendlichen äußeren Druck. Dieser durfte jedoch ein gewisses Maß nicht übersteigen und nur von speziellen Personen ihres Umfelds ausgeübt werden. Um dauerhaft konformes Verhalten zu erreichen, ist es nach Enke für hedonistisch-orientierte Jugendliche wichtig, dass „die Eigen- und Fremddanteile sozialer Kontrolle entsprechend miteinander harmonisieren“ (ebd., S. 81). Durch die vielfältigen hedonistischen Angebote der Konsumgesellschaft schafften es die meisten Jugendlichen der Studie, langfristig einen konformen Weg einzuschlagen, indem sie ihrem Genussstreben eine andere Richtung gaben. Schwieriger gestaltete sich eine solche Umkehr allerdings, wenn die Jugendlichen bereits in die Fänge ‚harter‘ illegaler Suchtmittel geraten waren (vgl. Enke 2003, S. 79ff.)

7.5.3. Der familienorientierte Handlungstyp

Familienorientierte Jugendliche streben nach Integration in eine Gleichaltrigengruppe mit familiärem Charakter. Der Gruppenzusammenhalt und das damit verbundene Zugehörigkeitsgefühl sind den Jugendlichen wichtiger als die Anerkennung als Einzelperson. Die Beziehungen untereinander sind sehr intensiv; sie kümmern sich umeinander und kontrollieren sich prohibitiv gegenseitig. Handlungs- und Aufenthaltsorte der Gruppe sind eher privat. Familienorientierte Jugendliche suchen sehr enge Bindungen und haben hohe Ansprüche an sie, weshalb sie häufig enttäuscht werden. Sie neigen dazu, nicht nur innerhalb der Familie, sondern auch in der Gruppe, Schuld und Verantwortung für Andere auf sich zu nehmen und kümmern sich um die Bewahrung des (familiären) Zusammenhalts. Die meisten ordnen sich der Familie unter und suchen sehr engen Kontakt zu den Eltern und anderen Erwachsenen. Rituale haben einen hohen Stellenwert und die elterliche Perspektive wird weitgehend übernommen. Eigene Kinder wollen sie in der Regel erst dann haben, wenn sie das Gefühl haben, ihnen ‚das Beste‘ bieten zu können und ihren eigenen Ansprüchen, die sie an die Familie haben, gerecht werden zu können. Enke beschreibt das Grundmuster dieses Handlungstyps deshalb als ‚Verbinden‘. Sexuelle Begegnungen sind zweitrangig, viel

wichtiger ist den Jugendlichen die Aufnahme einer engen und verbindlichen Liebensbeziehung. Diskrepanzen werden meist so lange verdrängt, bis sie nicht mehr erträglich sind.

Familienorientierte Jugendliche beschreiben sich als zurückhaltend, schüchtern und sensibel, vor allem in Bezug auf soziale Bindungen. Im Nachkommen schulischer Verpflichtungen sind sie in der Regel gewissenhaft und ordentlich; weil sie Angst davor haben, Fehler zu machen, planen sie ihr Leben ziemlich rigide. Sie geben sich höflich, rücksichtsvoll und zuvorkommend und sind empathisch. Zugleich fühlen sie sich jedoch häufig unwert und schwach. Oft identifizieren sie sich mit den Problemen anderer so sehr, dass der Eindruck entsteht, es seien ihre eigenen. Weil sie zu viel Verantwortung auf sich nehmen, versuchen familienorientierte Jugendliche häufig, durch (auto-) aggressives Abweichendes Verhalten eine sorgenvolle Reaktion ihrer Umwelt hervorzurufen, auch wenn sie sich von Radikalität, Oberflächlichkeit und Gewalt in der Regel abgrenzen. Oftmals kompensieren die Jugendlichen ihre übermäßigen Belastungen durch den Konsum von Drogen (vgl. Enke 2003, S. 54ff.).

Phasen der Delinquenz bis zur Neuorientierung

Die delinquenten Verhaltensweisen familienorientierter Jugendlicher dienen der Korrektur von Bindungsdefiziten. Sie haben Appelcharakter und sollen die Bezugspersonen quasi unter Reaktionsdruck setzen. Blieben die gewünschten Reaktionen aus und scheiterte die Verbesserung familiärer Beziehungen, bemühten sich die ProbandInnen zunächst verzweifelt um Ersatzbindungen, sowohl innerhalb der Peergroup, als auch in Paarbeziehungen. Je mehr die bindungsorientierten Bewältigungsversuche scheiterten, desto größer wurde die Gefahr eines gesundheitlichen Verfalls der Jugendlichen und die Krise spitzte sich zu. Motor der Veränderung bildet für die familienorientierten Jugendlichen die vor allem die Erkenntnis, dass sie umso öfter enttäuscht werden, je höher ihre Ansprüche an die Bindungen sind. Neben wiederholten Frustrationen bei der Suche nach Ersatzbindungen sind aber auch die Angst vor polizeilichen Maßnahmen und deren Konsequenzen, sowie eine länger andauernde Distanz zur Herkunftsfamilie Auslöser für den Willen zu Verhaltensänderung (vgl. Enke 2003, S. 74f.).

Entscheidung über Konformität und Rückfall

Ob bei familienorientierten Jugendlichen konformes Verhalten langfristig wiederhergestellt werden kann oder nicht, hängt maßgeblich davon ab, ob sie ihre Bindungsprobleme lösen können. Die Einsicht, dass gerade das delinquente Verhalten die Beziehungen der ihnen nahestehenden Personen so gefährdet, prägte bei Enkes familienorientierten Jugendlichen letztendlich deren Willen zur Verhaltensveränderung. Unterstützung und Rat von den Erwachsenen waren für die Jugendlichen im Sinne ihres Grundmusters immer wichtig. Im besten Fall wirkten sie als Anstoß zu dauerhafter Konformität. Unumgänglich war es aber, dass die Jugendlichen ihre zerrütteten Beziehungen wiederherstellen konnten. Für einen Neuanfang familiärer Beziehungen nahmen die ProbandInnen viel Schuld auf sich und verziehen den nahestehenden Personen viele Fehler. Oft unterwarfen sie sich den rigiden Lebensplanungen Erwachsener. Der Kompensation von Leid über den Konsum von Drogen konnten die meisten Jugendlichen allerdings nicht abschwören; dieses gehört in „ihrer Verzweiflung als bereits beschriebenes ‚Bindemittel‘ einfach dazu“ (vgl. Enke 2003, S. 82).

7.5.4. Der subjektorientierte Handlungstyp

Der subjektorientierte Handlungstyp kam in der Längsschnittstudie von Thomas Enke nur einmal vor. Trotzdem soll auch dieses Profil kurz umrissen werden:

Möglichst frühe Selbstständigkeit und Selbstverwirklichung in einem sinnvollen Tun stehen für Jugendliche dieses Handlungstyps an oberster Stelle. Sie haben sehr klare Werte und Prinzipien, die sie äußerst rigide vertreten, und die zu den etablierten gesellschaftlichen Werten häufig in Widerspruch stehen. Die vertretenen Prinzipien erfüllen die Funktion einer sogenannten Gegenidentifizierung: Sie grenzen sich durch ihre alternative Lebensweise von den Anderen ab, stellen sich gegen Konformität, nehmen häufig an Protesten teil und engagieren sich für soziale Projekte. Jugendliche dieses Handlungsmusters suchen sich ihre Bekanntschaften gezielt wertorientiert aus. Freunde sind wichtige Gesprächspartner, wobei eine grundlegende Übereinstimmung von Sichtweisen Voraussetzung für dauerhafte Beziehungen sind. Das Leitthema sozialer Beziehungen ist das gemeinsame Engagement für

eine sinnvolle Sache (z.B. Umweltschutz). Die bevorzugten Aufenthaltsorte sind Cafes, Kneipen sowie Vereine mit parteilicher Orientierung. Die Interviewprobandin aus Enkes Untersuchung besitzt ein hohes Maß an kritischer Selbstreflexion, die ihrer Prinzipienfestigkeit gegenübersteht. In ihrer Auseinandersetzung mit der Umwelt wird die Konfrontation mit den Erwartungen der etablierten Gesellschaft einkalkuliert. Ebenso ist sie sich der Möglichkeit bewusst, dass es im Zuge dieser Auseinandersetzung später zur Abkehr der jugendlichen Prinzipienfestigkeit kommen könnte. Dennoch macht sie ihre Bereitschaft zur persönlichen Änderung abhängig von dessen ideeller Sinnhaftigkeit. Das Verhältnis zu den Eltern ist aufgrund ihrer Ablehnung konformer Verhaltensweisen und Wertvorstellungen angespannt (vgl. Enke 2003, S. 59ff.).

Phasen der Delinquenz bis zur Neuorientierung

Weil das ihr zur Last gelegte Verhalten Bagatelldarakter hatte, kann bei der subjektorientierten Jugendlichen nicht von einer delinquenten Phase im klassischen Sinn gesprochen werden. Sie steckte in einer „Ambivalenz der Selbstverwirklichung“, was bedeutet, dass „die Konsequenzen ihres Verhaltens ihrem eigentlichen Bestreben nach sinnhafter Selbstverwirklichung schadeten“ (Enke 2003, S. 76). Ihre Entscheidung, sich künftig nicht mehr mit dem Instanzen sozialer Kontrolle anzulegen, gilt deshalb (nur) als ein normativer Orientierungswechsel und ist nicht als Wechsel der für sie typischen Handlungsorientierung zu betrachten. Die Abwendung von delinquenten Verhaltensweisen ist ihr dementsprechend auch nicht schwer gefallen (vgl. Enke 2003, S. 83).

7.5.5. Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen Handlungstypen

Bei allen oben beschriebenen Handlungstypen lässt sich ein Sinnzusammenhang mit grundlegenden verhaltenssteuernden Aspekten herstellen, die entweder maskulin-, hedonistisch-, familien- oder subjektorientiert sind. Die Gruppen streben in ihrer längerfristigen Lebensplanung alle konforme Werte und Ziele an, und orientieren sich an

diesen. Unterschiede ergeben sich lediglich dahingehend, dass die Jugendlichen diesen Werten und Zielen jeweils unterschiedliche Bedeutungen beimessen. Die Bedeutung variiert „in Abhängigkeit von der Grundorientierung und durchdringt quasi alle Handlungsaufgaben und Pläne in einer besonderen Art und Weise“ (Enke 2003, S. 63). Aufgrund der unterschiedlichen Bedeutungen ergeben sich für die Jugendlichen unterschiedliche Handlungsziele, wodurch sich für sie wiederum unterschiedliche Bewältigungsprobleme ergeben (vgl. ebd., S. 64). Nach Enke ist die Umsetzung der jeweiligen Handlungsorientierung eine Entwicklungsaufgabe, die bewältigt werden muss. Nachdem sich die Handlungsmuster im Zuge der Sozialisation nach und nach herausgebildet und verfestigt haben, sind sie im Jugendalter bereits so internalisiert, dass die Jugendlichen nicht mehr in ein anderes Handlungsmuster wechseln können. Es handelt sich bei Handlungsmustern also um habituelle Merkmale, die krisenstabil, zeit- und problemkonsistent sind (vgl. Enke 2003, S. 38). Die Erkenntnis, dass sich die Verhaltens- und Bewältigungsmuster schon vor der Jugenddelinquenz herausgebildet haben, führt nach Enke zu der Einsicht, dass Jugenddelinquenz nicht die definitive Abkehr von typisch normalen Lebensvorstellungen bedeutet, sondern eher vielmehr den Kampf um sie. Es handelt sich dabei um Bewältigungsverhalten (vgl. ebd., S. 40).

8. Die Institution Neustart

8.1. Ziele und Angebote

Die Institution NEUSTART ermöglichte mir den Kontakt mit Jugendlichen, die am Ende der Bewährungshilfe stehen und sich bereit erklärt haben, an meiner Untersuchung teilzunehmen. Im Rahmen meiner Studie ist es mir deshalb ein Anliegen, die Veränderungsprozesse der Jugendlichen nicht nur in Hinblick auf Ressourcen aus deren sozialen Umfeld zu beleuchten, sondern zugleich auch Erreichbarkeit und Qualität der in Anspruch genommenen Maßnahmen NEUSTARTS aus der Sicht der Jugendlichen in Erfahrung zu bringen. In folgendem möchte ich zunächst einen kurzen Überblick über Ziele und Angebote des Vereins geben:

NEUSTART ist eine österreichweite Organisation, die der Gesellschaft Schutz vor Kriminalität und deren Folgen ermöglichen will, indem sie Hilfen und Lösungen zur Bewältigung von Konflikten anbietet. Ein weiterer Sitz befindet sich auch in Baden Württemberg. Der Verein beschäftigt insgesamt 1.483 Personen, die ungefähr 43.500 Klienten und Klientinnen betreuen. In Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Justiz bietet die Institution sowohl Angebote für Opfer, als auch für TäterInnen, um ihnen eine rasche (Re-)Integration in die Gesellschaft zu ermöglichen. Unter dem Motto „Vergangenheit verarbeiten, Gegenwart bewältigen, Zukunft sichern“ bekennt sich NEUSTART zu einem Umgang mit Kriminalität, der an der Bearbeitung von Ursachen ansetzt, und anstelle von Verurteilungen und Strafen den Fokus auf Deeskalationsarbeit und konstruktiver Regelung von Konflikten legt (vgl. NEUSTART- Bewährungshilfe, Konfliktregelung, Soziale Arbeit, 28.2.2011).

Das Angebot im Bereich der Straffälligenhilfe umfasst Bewährungshilfe, Haftentlassenenhilfe, Wohnbetreuung, Tatausgleich, sowie Gemeinnützige Leistungen. Für Opfer gibt es das Angebot der Prozessbegleitung, des Tatausgleichs sowie Beratung und Unterstützung im Falle von Stalking. Präventionsangebote für Schulen und Gemeinden, sowie Onlineberatungen runden das Angebotsspektrum ab (vgl. ebd., 28.2.2011). Da die von mir befragten Jugendlichen alle Bewährungshilfe in Anspruch genommen haben, möchte ich speziell auf dieses Angebot näher eingehen.

8.2. Bewährungshilfe

Die Bewährungshilfe wird als Alternative zur Freiheitsstrafe, oder nach einem Gefängnisaufenthalt eingesetzt. Nachdem die Situation nach einer Straftat, Verurteilung oder Haftentlassung oft mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, bekommen die Klienten/innen mit der Bewährungshilfe eine Person an ihre Seite, die ihnen nicht nur bei der Existenzsicherung helfen soll, sondern auch als Ansprechpartner/in in persönlichen Belangen unterstützend zur Seite stehen kann. Sie bietet, den Bedürfnissen der Klienten/innen entsprechend, Vertrauen, Halt und Unterstützung an, und bemüht sich, gemeinsam mit den KlientInnen das Fundament für ihr weiteres Leben zu planen und zu beginnen (vgl. NEUSTART- Bewährungshilfe, Konfliktregelung, Soziale Arbeit, 28.2.2011).

Die Bewährungshilfe ist eine gerichtliche Anordnung und muss regelmäßig in Anspruch genommen werden. Eine andauernde Verweigerung der Treffen kann deshalb strafrechtliche Konsequenzen nach sich ziehen. Die Häufigkeit der Kontakte richtet sich nach aktueller Problemlage, Betreuungszielen und Rückfallrisiko des/der Klient/in. Die Dauer der Betreuung wird vom Gericht angeordnet; meist endet die Bewährungshilfe nach Auslaufen der Probezeit von sechs Monaten. Je nach Strafausmaß und individueller Problemlage kann die Bewährungshilfe aber auch länger angeordnet werden (vgl. Neustart 2010, S. 2f.).

Die teils ehrenamtlichen Bewährungshelfer/innen sind Menschen, die im Zuge ihrer Ausbildung und durch ihre Tätigkeit gelernt haben, Menschen in schwierigen Lebenssituationen zu unterstützen (vgl. NEUSTART- Bewährungshilfe, Konfliktregelung, Soziale Arbeit, 28.2.2011). Zu Beginn der Betreuung legen die Bewährungshelfer/innen gemeinsam mit den Klient/innen die Ziele der Betreuung fest. Neben einer unterstützenden Funktion haben Bewährungshelfer/innen auch eine Kontrollfunktion inne, besonders dann, wenn ein hohes Rückfallrisiko besteht. Zwar sind sie im Interesse der Klienten/innen zur Verschwiegenheit verpflichtet, dennoch müssen sie dem Gericht bzw. der Staatsanwaltschaft zu bestimmten Zeitpunkten Bericht über den Verlauf der Betreuung erstatten. Ist von Seiten der Bewährungshilfe eine deutlich positive Entwicklung erkennbar oder sind die zuvor ausgehandelten Betreuungsziele schon vor Erreichen der gesetzlichen Betreuungspflicht erreicht, so kann auch eine vorzeitige Beendigung angeregt werden (vgl. Neustart 2010, S. 2f.).

NEUSTART hat bisher rund 270.000 Klienten und Klientinnen im Rahmen der Bewährungshilfe betreut. Einer Evaluation am Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie zufolge (Studie Legalbiografien von NEUSTART Klienten) bleiben während der Betreuung bei (teil)bedingter Strafnachsicht rund 55 Prozent straffrei, nach Betreuungsabschluss bei bedingter Entlassung aus einer Freiheitsstrafe sind es fast 62 Prozent (vgl. Hofinger/Neumann 2008, o.S., zit.n. NEUSTART- Bewährungshilfe, Konfliktregelung, Soziale Arbeit, 28.2.2011).

Empirischer Teil

1. Ziel der Untersuchung

Ziel meiner empirischen Untersuchung ist es, die Entwicklung des jugendlichen Sozialraumes ehemaliger jugendlicher StraftäterInnen in den Blick zu nehmen.

Anhand einer retrospektiven Betrachtung der Orte und Räume, welche die Jugendlichen früher aufsuchten, und der Gegenüberstellung mit deren heutigen Sozialraum, wird der sozialräumliche Veränderungsprozess der beteiligten Personen von der frühen Jugend bis in die Gegenwart nachgezeichnet, analysiert und auf bestimmte Fragestellungen hin beleuchtet. In der Analyse der Sozialräume interessieren mich sowohl die Bedeutung als auch die Qualität der aufgesuchten Räume.

Zudem wird auch der Prozess der schrittweisen Ausdehnung des Lebensraumes bzw. der Rauman eignung in den Blick genommen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, nach welchen Kriterien die Ausdehnung des Lebensraumes erfolgte bzw. immer noch erfolgt und ob diese mit dem jugenddelinquenten Verhalten in Verbindung gebracht werden kann. Durch die sozialräumliche Analyse soll eine Entwicklung nachvollzogen werden, die einerseits Aufschluss über Qualität, Möglichkeiten und Einschränkungen jugendlicher Orte und Räume bietet, und andererseits eine Möglichkeit zur Überprüfung der Wirksamkeit und Erreichbarkeit in Anspruch genommener sozialpädagogischer Hilfsmaßnahmen gibt.

Nachdem alle Personen meiner Untersuchung vom Verein NEUSTART Bewährungshilfe in Anspruch nehmen, wird die Rolle des Vereins in der persönlichen Entwicklung der Jugendlichen ebenso thematisiert.

Ein weiterer Forschungsschwerpunkt meiner Arbeit ist die Erfassung der persönlichen Motive, Erlebnisse und Einsichten, die bei den Testpersonen eine (sozialräumliche) Veränderung bewirkten. Die personalen und sozialen Ressourcen, welche die Jugendlichen hatten bzw. haben, spielen dabei in der Regel eine wichtige Rolle. In wie weit diese für sie im

Veränderungsprozesses von Bedeutung waren bzw. sind, ist ebenso Gegenstand der Auswertung.

Abschließend wird versucht, mögliche Zusammenhänge zwischen Raumaneignung und Identitätsentwicklung sichtbar zu machen. Auch die Ziele und Wünsche, welche die Jugendlichen für die Zukunft haben, werden hierbei Beachtung finden. Sie lassen nicht nur Schlüsse über grundlegende Werte und Lebenskonzepte der Testpersonen zu, sie zeigen auch die Richtung an, in die sie sich weiterentwickeln möchten.

2. Forschungsfragen

In der Auswertung des empirischen Materials waren für mich folgende Forschungsfragen handlungsleitend:

- Wie und nach welchen Kriterien erfolgte die Ausdehnung des Lebensraumes in der frühen Jugend?
- Welche Orte/Räume wurden in der frühen Jugend aufgesucht und warum? Welche Bedürfnisse deckten sie ab?
- Welche Orte/Räume werden heute aufgesucht und welche Bedürfnisse erfüllen sie?
- Welche (Lebens-)Umstände machten wann eine sozialräumliche Veränderung notwendig und welche Ressourcen waren dafür vorhanden?
- Welche (institutionellen) Unterstützungen wurden bzw. werden dabei in Anspruch genommen und wie werden diese (rückblickend) bewertet?
- Anhand welcher Aspekte werden die Zusammenhänge zwischen Raumaneignung und Identitätsentwicklung sichtbar?

3. Methoden

3.1. Lebensweltanalyse

Forschungsmethoden aus der Lebensweltanalyse dienen dem Ziel, „Verständnis dafür zu entwickeln, wie die Lebenswelten Jugendlicher in engem Bezug zu ihrem konkreten Stadtteil, zu ihren Treffpunkten, Orten und Institutionen stehen und welche Sinnzusammenhänge, Freiräume oder auch Barrieren Jugendliche in ihren Gesellungsräumen erkennen“ (Krisch 2002, S. 87). Nachdem es in meiner Arbeit unter anderem um die Bedeutungen, Chancen und Gefahren geht, die in jugendlichen Sozialräumen liegen, sind die Forschungsmethoden aus der Lebensweltanalyse für die Ergründung dieses Themengebietes besonders gut geeignet. Die Sozialräume der Jugendlichen werden unter Berücksichtigung von Verinselung und Mobilität, sowie struktureller (z.B. Einschränkung des Handlungsraums, Entfernungen) und subjektbezogener (z.B. Ethnie, Geschlecht) Faktoren untersucht und analysiert. Um die forschungsleitenden Fragestellungen zu beantworten, habe ich einen Methodenmix gewählt, in dem das sozialraumanalytische Verfahren der Subjektiven Landkarten in Kombination mit halbstrukturierten Interviews zur Anwendung kommt. An meiner Untersuchung haben vier junge Erwachsene im Alter zwischen 20 und 24 Jahren teilgenommen. Ihre Anonymität ist dahingehend gewährleistet, dass sie in meiner Arbeit namentlich nicht erwähnt werden.

3.1.1. Subjektive Landkarten

Subjektive Landkarten eignen sich dazu, jene Lebensräume sichtbar zu machen, welche für die Jugendlichen subjektiv bedeutsam sind. Die beteiligten Personen wurden angeleitet, zwei Landkarten zu zeichnen:

Auf der ersten sollten alle Orte und Räume aufgezeichnet werden, die für sie in ihrer frühen Jugend von Bedeutung waren, wobei unter ‚früher Jugend‘ jene Zeit verstanden wird, innerhalb derer die Jugendlichen begannen, selbstständig und aktiv ihren Lebensraum zu

erweitern. Dem gegenüber sollten in der zweiten Landkarte all jene Orte und Räume sichtbar gemacht werden, die heute für sie bedeutsam sind.

Im Anschluss daran wurden die beteiligten Personen gebeten, sie je nach subjektiver Bedeutung farblich zu markieren. Die dafür vorgesehenen Farbstifte waren vorbereitet, indem sie bereits mit den entsprechenden Bedeutungskategorien angeschrieben waren.

- Die Farbe Rot beschreibt Abenteuer- und Erlebnisorte. Also alle Orte, an denen die beteiligten Personen ‚Aufregendes‘ erleb(t)en, sowohl im negativen, als auch im positiven Sinn.
- Die Farbe Grün steht für ‚Rückzug / Auszeit nehmen‘. Gemeint sind jene Orte, an denen sie sich aus dem Alltagstrubel zurückziehen und zur Ruhe kommen können.
- Die Farbe Blau wurde mit ‚Kraft / Unterstützung‘ gekennzeichnet. Mit dieser Farbe sollten die Probanden / die Probandin all jene Orte markieren, an denen sie Unterstützung und Kraft finden bzw. fanden, egal ob es sich bei diesen Ressourcen um Personen, bestimmte Orte oder Tätigkeiten handelt.
- Die Farbe Gelb benutzten die beteiligten Personen, um jene Orte zu markieren, die sie vermeiden wollen und/oder die sie in der Vergangenheit vermieden haben.

Auf reale Distanzen zwischen den angeführten Orten, sowie auf geografisch korrekte Lagen wird bei der Gestaltung Subjektiver Landkarten kein Wert gelegt. Auch in Bezug auf die künstlerische Umsetzung des Auftrages gab es für die Teilnehmer /die Teilnehmerin keine konkreten Vorgaben.

3.1.2. Halbstrukturierte Interviews

Der Interviewleitfaden wurde in Anlehnung an die Themen der Subjektiven Landkarten und unter Berücksichtigung der zuvor ausformulierten Forschungsfragen konzipiert (siehe Anhang). Die Anwendung halbstrukturierter Interviews sollte es mir ermöglichen, genauere Informationen über Bedeutung und Relevanz der zuvor gezeichneten Orte und Räume in Erfahrung zu bringen. Deshalb wurde den jungen Erwachsenen im Rahmen des Interviews die Möglichkeit gegeben, genauer auf die dargestellten Orte einzugehen und diese (rückblickend) zu bewerten. Besondere Beachtung finden in den Interviews die Veränderungen, die zwischen

erster und zweiter Landkarte zur Geltung kommen. Zwar hielt ich mich im Verlauf der Interviews an den zuvor ausformulierten Interviewleitfaden, dennoch war es mir in der Durchführung wichtig, den beteiligten Personen auch ausreichend Raum für Erzählungen und Ausschweifungen zu lassen.

4. Stichprobe

4.1. Auswahlkriterien

Die Auswahl der Stichprobe richtete sich nach bestimmten Kriterien. Nachdem die beteiligten Personen im Interview eine reflexive Haltung zu ihrer frühen Jugend einnehmen müssen, um mir in der Auswertung eine Analyse des sozialräumlichen Veränderungsprozesses zu ermöglichen, musste vorausgesetzt werden, dass diese bereits in einem gewissen zeitlichen Abstand auf ihre frühe Jugend zurückblicken können. So war die Voraussetzung für die Teilnahme an der Untersuchung ein Mindestalter von 18 Jahren. Des Weiteren mussten die teilnehmenden Personen in ihrer Vergangenheit mindestens ein strafrechtlich sanktioniertes Delikt begangen haben. Um die Rolle des Vereins NEUSTART im Rahmen des Veränderungsprozesses beleuchten zu können, wurden nur solche Personen in die Stichprobe aufgenommen, bei denen die Betreuung im Rahmen der Bewährungshilfe in absehbarer Zeit endet.

4.2. Zugang zur Stichprobe

Weil sich meine Arbeit in einem sensiblen und kritischen Handlungsfeld bewegt, war ich auf eine sozialpädagogische Einrichtung angewiesen, die mir den Zugang zu jenen jungen Erwachsenen ermöglicht, welche meinen Auswahlkriterien entsprechen. Der Verein NEUSTART erwies sich dabei als kooperativer und verlässlicher Partner. Nach einem telefonischen Gespräch mit Frau Susanne Pekler, Leiterin des Vereins NEUSTART

Steiermark, schickte ich ihr ein Exposé zur Voransicht, in welchem meine Forschungsidee konkret beschrieben wird.

Bald darauf wurde ich zu einem Treffen eingeladen, an dem alle steirischen BewährungshelferInnen des Vereins sich im Rahmen einer Intervision zusammenfanden. Hier wurden mir zu Beginn der Besprechung einige Minuten eingeräumt, in denen ich die BewährungshelferInnen persönlich mit meinem Vorhaben vertraut machen, und sie um Unterstützung bei der Suche nach geeigneten ProbandInnen bitten konnte. Die MitarbeiterInnen überlegten, welche ihrer jugendlichen KlientInnen meinen Auswahlkriterien entsprechen, und boten mir an, diese für die Teilnahme an meiner Untersuchung zu motivieren. Zeigten die KlientInnen Interesse mitzumachen, unternahmen die BewährungshelferInnen die notwendigen organisatorischen Schritte, um ein Treffen in angenehmer Atmosphäre ermöglichen zu können. Dank ihres Engagements konnte ich vier Personen in meine Studie aufnehmen. Ein persönliches Kennenlernen der Teilnehmer / der Teilnehmerin vor dem vereinbarten Interviewzeitpunkt fand nicht statt.

5. Durchführung

Um den Probanden / der Probandin einen organisatorischen und zeitlichen Mehraufwand zu ersparen, stellten mir die BewährungshelferInnen eine ihrer Betreuungseinheiten zur Verfügung, innerhalb derer ich mein Forschungsvorhaben verwirklichen konnte. Die Interviews fanden in den Büros des/der jeweiligen Bewährungshelfers/in statt und dauerten zwischen 25 und 70 Minuten.

Zunächst wurden die Jugendlichen gebeten, die Subjektiven Landkarten zu zeichnen. Ich achtete darauf, den Jugendlichen in der Umsetzung dieses Auftrags so wenige Vorgaben wie möglich zu machen, und stellte während des Zeichnens keine Zwischenfragen. Ich entschied mich für diese Vorgehensweise, weil es mir in diesem ersten Forschungszugang weniger um die Vollständigkeit der Landkarten ging, sondern vielmehr darum, zu beobachten, wie die teilnehmenden Personen den Auftrag interpretieren, und was ‚aus dem Bauch heraus‘ zu Papier gebracht wird. Die Anwendung Subjektiver Landkarten sollte die Teilnehmer / die

Teilnehmerin nicht nur auf das Thema einstimmen, sie sollten im Zuge der Auswertung auch als Interpretationshilfe- und Ergänzung nützlich sein. Näheres zur Auswertung der Subjektiven Landkarten findet sich in Kapitel 7.

Eine Sammlung möglichst aller für die Jugendlichen relevanten Räume wollte ich mit Hilfe der anschließenden Interviews in Erfahrung bringen. Zwar hielt ich mich im Verlauf der Interviews an den zuvor ausformulierten Interviewleitfaden, dennoch war es mir in der Durchführung wichtig, den Jugendlichen auch ausreichend Raum für Erzählungen und Ausschweifungen zu lassen.

6. TeilnehmerInnen

An meiner Untersuchung nahmen vier junge Erwachsene im Alter zwischen 20 und 24 Jahren teil. Es handelt sich um drei Männer und eine Frau. Um die Ergebnisse und Interpretationen des empirischen Materials für den Leser / die Leserin nachvollziehbarer zu machen, habe ich diesem Kapitel kurze Falldarstellungen der beteiligten Personen angefügt. Diese beinhalten neben einer Darstellung der wichtigsten biografischen Aspekte auch interpretative Kurzzusammenfassungen der einzelnen Interviews sowie eine Beschreibung der subjektiven Landkarten.

6.1. Falldarstellung Interviewpartner 1

Interviewpartner 1 ist 20 Jahre alt. Aufgrund beruflich bedingter Ortswechsel seiner Eltern ist er in seiner Kindheit und Jugend häufig umgezogen. Die ersten sieben Jahre seines Lebens verbrachte er in Frohnleiten. Danach zog er nach Linz, wo er mit seinen Eltern bis zum 13. Lebensjahr in einer großen Wohnsiedlung lebte. Als er zwölf Jahre alt war, kehrte die Familie wieder nach Frohnleiten zurück. Wie aus dem Interview hervorgeht, empfand er diese zwei Umzüge als sehr belastend. Seine ersten Straftaten beging er bereits im Alter von elf Jahren. Damals bewegte er sich in einer Linzer Spray- und Skaterszene, die mitunter durch kriminelles Verhalten auf sich aufmerksam machte. In seiner mittleren Jugend zog es ihn häufig nach Graz, wo er mit Leuten aus dem Drogenmilieu in Kontakt kam. Nach und nach begann er, Drogen nicht nur zu konsumieren, sondern sie auch zu verkaufen, um sich zu seinem Lehrgehalt als Koch etwas dazuzuverdienen. Anfänglich verkaufte er nur ‚weiche‘ Drogen, später auch chemische Substanzen und Heroin. Durch das Dealen geriet er mehr und mehr in die Grazer (Acid-)Technoszene. Dort baute er seine Verkaufsstrategien immer weiter aus, indem er auch andere Dealer für sich ‚arbeiten‘ ließ. Aufgrund welcher Straftat(en) er letztendlich vor Gericht kam, geht aus dem Interview nicht hervor. IP1 wurde im Rahmen der Rechtssprechung zu einer Haftstrafe sowie zu einem einjährigen Aufenthalt in einer Drogenentzugsanstalt in Wien verurteilt. Die Bewährungshilfe war eine vom Gericht auferlegte Maßnahme, die nach seiner Rückkehr zur Anwendung kam.

Interviewpartner 1 machte im Verlauf des Interviews einen sehr offenen Eindruck, wenngleich er von sich behauptete, ein sehr schwer zugänglicher Mensch zu sein, der große Probleme damit hat, Vertrauen zu anderen Menschen zu fassen. Seine Erzählweise machte auf mich einen offenen, geradlinigen und unverblünten Eindruck. Möglicherweise nutzte der ansonsten wenig zugängliche Mensch die Anonymität und Unverbindlichkeit der Interviewsituation aus, um im Alltag versteckte Emotionen und Gedanken an die Oberfläche zu bringen.

Zusammenfassend fällt im Text von Interviewpartner 1 auf, dass...

- er die Schuld an seinem delinquenten Verhalten fast zur Gänze sich selbst gibt. Er beschreibt sich als egoistisch, geldgierig und machthungrig;

- IP1 sich für seine delinquenten Handlungen kaum rechtfertigt. Er geht sehr hart mit sich ins Gericht;
- IP1 sich aus heutiger Perspektive zwar von delinquenten Handlungen seiner Vergangenheit distanziert, er erneute kriminelle Handlungen als ‚finanzielle Überlebensstrategie‘ aber dennoch nicht ausschließt;
- die freien Erzählepisoden hauptsächlich von der Grazer Drogenszene und seiner ‚Karriere‘ als Dealer berichten. In letzterer wird ein gewisser Stolz erkennbar;
- IP1 Graz als Lebensort sehr negativ bewertet, weil er in der Vergangenheit oft schlechte Erfahrungen mit der Vertrauenswürdigkeit bestimmter Personen aus seinem nahen Umfeld gemacht hat;
- der Wunsch nach einer sozialräumlichen Veränderung bei IP1 sehr groß ist, wenngleich er noch keine konkreten Vorstellungen hat, welche sozialräumliche Konstellation für ein dauerhaftes konformes Verhalten förderlich wäre.

Landkartenanalyse

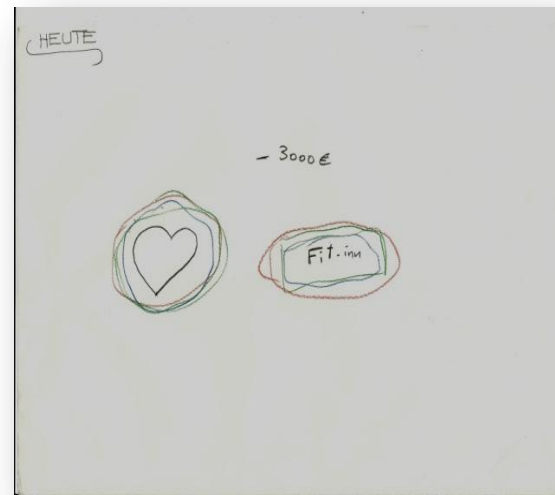


Abb. 2: Subjektive Landkarten Interviewpartner 1; frühe Jugend (li) / heute (re.)

Interviewpartner1 gestaltete seine Landkarten größtenteils symbolhaft. So stehen die drei Punkte auf der Landkarte seiner frühen Jugend beispielsweise für drei Affen, von denen einer nicht hört, einer nicht sieht, und einer nicht spricht. IP1 bediente sich dieser Symbolik, um deutlich zu machen, dass es im Freundeskreis seiner frühen Jugend das „Um und Auf“ war, keine Schwächen zu zeigen, weil man ansonsten „ziemlich schnell aufgeschmissn“ war (IP1, Abs. 46-48). In der symbolischen Gestaltung der Landkarten kommen bei IP1 emotionale Aspekte zum Ausdruck, auf welche er im anschließenden Interview zum Teil nur sehr ausweichend Bezug nahm:

I: Was ist das da? ((deutet auf Tropfen))

IP1: Des sulln Tränen sein. I waß net, warum i des zeichnet hab.

(IP1, Abs. 71-72)

Die Subjektive Landkarte seiner frühen Jugend beschreibt sowohl Linzer, als auch Grazer Orte und Räume. Das Haus steht für die Siedlung in Linz, in welcher er 7 Jahre gelebt hat, und die Spraydose symbolisiert jene Zeit, die er dort in der Sprayerszene verbracht hat. Baum und Fahrrad stellen den Grazer Stadtpark dar, und die Boxen stehen für jene Zeit in Graz, in der er auf diversen Acid-Technopartys Drogen verkaufte. Das gelb umkreiste Polizeiauto

steht vermutlich für das Bestreben, die jugendlichen Strafdelikte vor polizeilichen Behörden geheim zu halten. Besonders auffällig ist, dass IP1 in seiner frühen Jugend weder Unterstützungs- und Kraftorte, noch Auszeit- und Ruheorte besaß, was nach Angabe des Jugendlichen daran liegt, dass er Unterstützung „nie wirklich wollen“ hat (IP1, Abs. 2).

Auf der Landkarte der Gegenwart befinden sich nur zwei Symbole. Das Herz symbolisiert die Beziehung zu seiner Freundin, und das zweite Symbol ist ein Grazer Fitnessstudio, in welchem IP1 häufig trainiert. Beide Räume bedeuten für ihn sowohl Abenteuer, als auch Rückzug/Auszeit und Kraft/Unterstützung. Zwar geht aus dem Interview hervor, dass IP1 auch noch andere Räume als Abenteuerorte für sich nutzt, dennoch schien es ihm nur wichtig, die oben genannten Räume auf die Landkarte seiner Gegenwart zu zeichnen. Entweder wollte er damit vermitteln, dass die zu Papier gebrachten Räume für ihn die Wichtigsten sind, oder aber er vermied es zunächst bewusst, die anderen Orte zu thematisieren, um mir gegenüber im Sinne einer gefühlten Erwartungshaltung zum Ausdruck zu bringen, dass er eine sozialräumliche Veränderung durchlebt hat, in der er keine anderen Abenteuerorte mehr benötigt. Zusätzlich platzierte er gegen Ende der Interviews auf die Landkarte der Gegenwart das Symbol „-3000 €“, welches symbolhaft für seinen Wunsch steht, in absehbarer Zeit schuldenfrei zu sein.

Ein Vergleich der beiden Landkarten zeigt, dass keiner der Orte und Räume seiner frühen Jugend heute noch Teil seines Lebens sind, was vor allem dadurch zu erklären ist, dass IP1 im Laufe seiner Jugend viele Ortswechsel durchlebte.

6.2. Falldarstellung Interviewpartner 2

Interviewpartner 2 ist ebenfalls 20 Jahre alt und wohnhaft in Liezen. Auch er ist in seiner Kindheit zweimal umgezogen, erst von Liezen nach Admont, und später von dort wieder nach Liezen zurück. Er wird von seinem Bewährungshelfer schon fast sechs Jahren begleitet, was darauf hinweist, dass IP1 sehr früh mit dem Gesetz in Konflikt gekommen ist. Aus dem Interviewverlauf geht hervor, dass er bereits vier Haftstrafen hinter sich hat; nach Angaben seines Bewährungshelfers handelt es sich bei den Straftaten hauptsächlich um Körperverletzungs- und Diebstahlsdelikte. Heute ist er als Produktionsmitarbeiter bei einer Autofirma beschäftigt.

Interviewpartner 2 machte im Verlauf des Interviews einen sehr verschlossenen und unsicheren Eindruck. Seine Antworten waren kurz und knapp, und das Interview musste immer wieder durch gezieltes Nachfragen am Laufen gehalten werden. Freie Erzählepisoden gab es keine; der Jugendliche beschränkte sich auf eine knappe Beantwortung meiner Fragen. Auf die Frage nach den Veränderungen zwischen erster und zweiter Landkarte und den Gründen dafür, antwortete er sehr ausweichend.

Zusammenfassend fällt im Text von Interviewpartner 2 auf, dass...

- in einigen Interviewpassagen die Vermutung nahe liegt, dass der Jugendliche in der Beantwortung der Fragen auf ‚soziale Erwünschtheit‘ achtete;
- IP2 zwar angibt, die Straftaten seiner Jugend seien „oft a Bledsinn“ (IP2, Abs. 76) gewesen, einige verbale und non verbale Äußerungen (z.B. Schmunzeln) jedoch darauf hinweisen, dass der Jugendliche seine Lage möglicherweise weniger ernst betrachtet, als sie vermutlich ist;
- wenig bis keine interpretativen Stellungnahmen in Hinblick auf die Geschichte seiner Jugend erkennbar werden;
- sich der Sozialraum im Verlauf seiner Jugend nur wenig verändert hat. Auch der Abenteuerort, der nach Angaben von IP2 oft Schauplatz krimineller Handlungen war, wird gegenwärtig nicht explizit vermieden.

Landkartenanalyse

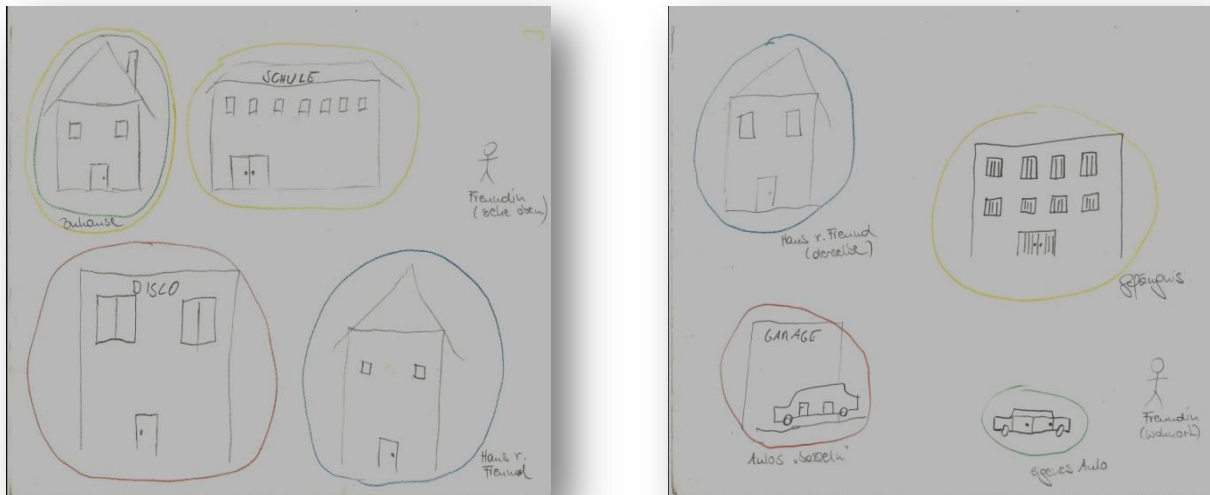


Abb. 3: Subjektive Landkarten Interviewpartner 2; frühe Jugend (li) / heute (re.)

Die Gestaltung der Subjektiven Landkarten erfolgte bei Interviewpartner2 weniger symbolhaft als bei IP1. Dem darauffolgenden Interview war zu entnehmen, dass der Jugendliche die meisten der für ihn relevanten Orte und Räume darauf eingezeichnet hatte. Seine langjährige Freundin ergänzte er erst zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews auf beiden Landkarten.

Landkarte 1 zeigt die nahe gelegene Diskothek als Abenteuerort, die Schule als Vermeidungsort, das Haus seines besten Freundes, bei welchem er Kraft und Unterstützung fand, sowie sein Elternhaus. Auf der Landkarte seiner frühen Jugend fällt zunächst auf, dass das Haus seiner Eltern sowohl grün (bezeichnet Auszeit/Ruhe) als auch gelb (steht für Vermeidung) markiert wurde. Wie ich dem Interview entnehmen konnte, geschah dies deshalb, weil das Elternhaus früher von ihm nur als Schlafmöglichkeit genutzt wurde. Davon abgesehen verbrachte der Proband möglichst viel Zeit außerhalb der eigenen vier Wände:

IP2: °Ja° ((räuspert sich)) I bin ja nur heim so zum Schlafen. Und dann bin i glei wieder auss. I wollt a net daham sein.

I: Mhm. Hats dafür einen bestimmten Grund gegeben? (.) Oder magst nicht erzählen?

IP2: Hm (.) Na I waß net. Hot mi halt einfach net interessiert daham sein. Da war die, (.) do war ois andere einfach wichtiger.

(IP2, Abs. 64-66)

Das Haus seines besten Freundes, das auch schon auf Landkarte 1 dargestellt wurde, ist für IP2 auch heute noch ein wichtiger Ressourcenort. Des Weiteren befinden sich auf Landkarte 2 das Gefängnis als Ort der Vermeidung, ein Auto sowie eine Autogarage. Mit seinem Auto ziellos durch die Gegend zu fahren, ist für den Probanden eine Strategie, um sich zu entspannen. In der „Garage“ trifft er sich regelmäßig mit seinen Freunden, um Autos zu reparieren und um „gmiatlich wos (.) [zu] trinken“ (IP2, Abs. 36). Aus dem Interview geht hervor, dass er die Diskothek, die er in seiner Erinnerung sowohl positiv als auch negativ in Erinnerung hat, auch heute noch regelmäßig besucht. Lieber verbringt er seine Freizeit aber heute in der Garage; möglicherweise hat er die Diskothek deshalb auf Landkarte 2 nicht mehr ergänzt.

Ein Vergleich der beiden Karten zeigt, dass sich der Lebensraum von IP2 im Laufe seiner Jugend nicht wesentlich eigeninitiativ verändert hat.

6.3. Falldarstellung Interviewpartnerin 3

Interviewpartnerin 3 ist 22 Jahre alt. Aufgewachsen ist sie in Lieboch, wo sie auch den größten Teil ihrer Jugend verbrachte. Im Alter von 14 Jahren begann sie, mit ihren Freunden und Freundinnen auch abends auszugehen. Zunächst bewegten sich die Jugendlichen im Ort bzw. in der nahe liegenden Diskothek. Als im Alter von 16 Jahren viele ihrer Freunde schon Mopeds hatten, erkundete die Probandin auch das Grazer Nachtleben. Mit 18 Jahren kam sie aufgrund von Einbruch und Diebstahl in Untersuchungshaft. IP3 berichtet, dass sie das Delikt beging, um damit die hohe Handyrechnung zu bezahlen, welche dadurch zustande kam, dass ihre Freundin ihr Handy gestohlen, und um rund 5000 Euro ins Ausland telefoniert habe. Sie beschreibt den Einbruch als ‚Verzweiflungstat‘, welche durch ihre damalige beste Freundin angezettelt worden war. Bis zum Zeitpunkt des Deliktes war Interviewpartnerin 3 noch in keiner Weise mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Nach der Verurteilung brach sie den Kontakt zu ihrer damaligen besten Freundin ab, da sie diese für ihr kriminelles Verhalten mitverantwortlich machte. Zudem hat die Verurteilung ihren Angaben nach eine Verhaltens- und Einstellungsänderung in ihr bewirkt, die mitunter auch zu einem besseren Verhältnis zu ihren Eltern und Großeltern beitrug, wenngleich die Beziehung zu diesen auch in der Zeit davor nie schlecht gewesen sei. Heute ist die Probandin Mutter einer zwei Jahre alten Tochter und lebt gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten in Unterpremstätten. Die Familie plant in absehbarer Zeit, ein Haus auf dem Grundstück ihrer Eltern zu bauen. Interviewpartnerin 3 ist vor und nach ihrem Jugenddelikt nie wieder straffällig geworden und verbringt ihre Freizeit heute lieber im Kreis der Familie, anstatt abends mit Freunden um die Häuser zu ziehen.

Die Probandin machte auf mich einen selbstbewussten und reflektierten Eindruck. Sie sprach sehr offen über sich und ihre Vergangenheit und ihre Erzählweise erweckte den Eindruck, als blicke sie bereits aus einer gewissen (räumlichen und emotionalen) Distanz auf ihre Jugendzeit zurück. Zusammenfassend fällt im Text von Interviewpartnerin 3 auf, dass...

- Das Delikt ihrer Jugend wohl eher als ‚jugendlicher Ausrutscher‘ im Sinne einer normativen Grenzüberschreitung zu bewerten ist und von keiner delinquenten Phase im klassischen Sinn gesprochen werden kann;
- sie in ihrer Identität relativ gefestigt erscheint und der Eindruck entsteht, dass sie ihr Leben heute gut im Griff hat;

- die Probandin mit ihrem gegenwärtigem sozialräumlichen Umfeld sehr zufrieden ist und
- sie kein Bedürfnis mehr verspürt, „Abenteuerliches“ in Form nächtlichen Ausgehens zu erleben.

Landkartenanalyse



Abb. 4: Subjektive Landkarten Interviewpartnerin 3; frühe Jugend (li) / heute (re.)

Die Landkarte der frühen Jugend von Interviewpartnerin 3 zeigt in der Mitte die Diskothek. Das Haus links davon stellt ihr Elternhaus dar, welches sie mit den Bedeutungen Ruhe/Auszeit, Kraft/Unterstützung und Vermeidung versah. Das Haus auf der Landkarte rechts unten ist ein Pub im Ort, das sie in ihrer ersten Zeit des abendlichen Ausgehens regelmäßig besuchte. Weil sie dort auch immer ihre Freunde und Freundinnen traf, erlebte sie an diesem Ort nicht nur Abenteuer, sondern fand dort auch Kraft und Unterstützung. Das Gebäude rechts oben symbolisiert die Schule, die sie in ihrer frühen Jugend gern ‚vermied‘.

Auf der Landkarte ihres gegenwärtigen Sozialraumes befinden sich von links nach rechts, ihr eigenes Zuhause, das ihrer Eltern, ihrer Großeltern, der Schwiegereltern und jenes ihrer besten Freundin. All die darauf angeführten Räume wurden von der Probandin blau (Kraft/Unterstützung) und/oder grün (Auszeit/Ruhe) markiert, was darauf hindeutet, dass die Probandin ihr soziales Umfeld grundlegend positiv bewertet. Auffällig ist auf Landkarte 2, dass sie ‚Abenteuer‘ im Sinne eines Ausbrechens aus dem Alltag nicht mehr in kommerziellem Rahmen erlebt (z.B. in Form abendlichen Ausgehens in Lokale und Diskotheken), sondern ausschließlich im Zusammensein mit ihrer besten Freundin.

Ein Vergleich der beiden Landkarten zeigt, dass IP3 sowohl in der frühen Jugend, als auch heute viele Ressourcenorte zur Verfügung hatte bzw. hat. Aus dem Interview geht hervor, dass sich der Sozialraum von IP3 im Laufe ihrer Jugend ständig gewandelt und weiterentwickelt hat. Um den Raumaneignungsprozess ihrer Jugend vollständig in den Blick zu bekommen, wäre die Anfertigung einer weiteren Landkarte vonnöten gewesen, welche auch die Orte und Räume ihrer ‚mittleren Jugend‘ beschreibt.

6.4. Falldarstellung Interviewpartner 4

Interviewpartner 4 ist 24 Jahre alt und in Wien aufgewachsen. Seine Kindheit und Jugend waren geprägt von familiärer Gewalt und den Streitigkeiten seiner Eltern, unter denen er stark gelitten hat. Im Alter von 14 Jahren wurde er von seiner Mutter aus der Wohnung geworfen, weil er seinem Vater von deren Affäre erzählt hatte. Zudem hatte Interviewpartner 4 immer wieder Konflikte mit dem neuen Lebensgefährten seiner Mutter, den er als sehr dominant beschreibt. Nach seinem Rauswurf begann er zunehmend Alkohol und Drogen zu konsumieren. Meist schlief er auf der Straße oder bei Freunden. Seine Festnahme aufgrund von Drogenkonsum und Beschaffungskriminalität scheint zunächst keine wirkliche Einstellungsänderung in ihm bewirkt zu haben, da er auch im Gefängnis noch „Connections“ machte (IP4, Abs. 100). Am zweiten Tag nach seiner Haftentlassung beschloss er jedoch spontan, sein ‚altes‘ Leben hinter sich zu lassen, und neu zu beginnen. Er setzte sich ins Auto, fuhr, ohne ein konkretes Ziel vor Augen zu haben, in Richtung Süden, und landete, nachdem ihm der Sprit ausgegangen war, in einer steirischen Kleinstadt. Dort lernte er neue Leute kennen und beschloss, zu bleiben. Der Wunsch nach sozialräumlicher Veränderung dürfte sich bei IP4 schon früher abgezeichnet haben, ausschlaggebend für diesen radikalen Lebensumbruch waren jedoch eine Reihe von Enttäuschungen im Freundes- und Bekanntenkreis, von denen er im Interview an einigen Stellen berichtete: Kurz nachdem er aus der Haft entlassen wurde, traf er einige seiner alten Bekannten wieder. Dabei sei ihm schlagartig bewusst geworden, dass er in dieses Leben nicht mehr zurückwill (vgl. IP4, Abs.8). Seit zwei Jahren bewohnt mit seiner Lebensgefährtin ein kleines Haus mit Garten. Seinen Angaben nach, ist er seit jener letzten Haftstrafe nicht mehr straffällig geworden.

Interviewpartner 4 zeigte sich im Interview sehr gesprächig und offen. Die künstlerische Gestaltung der Subjektiven Landkarten schien ihm Spaß zu machen. Oft antwortete er auf meine Fragen nur kurz und ging dann über in die Erzählung einer Anekdote aus seiner Vergangenheit, die er für erwähnenswert hielt. Manche dieser Erzählsprünge waren in der Textanalyse schwer nachvollziehbar. Seine Erzählweise war meist berichtend, besonders prägende Episoden erzählte er szenisch-episodisch.

Zusammenfassend fällt im Text von Interviewpartner 4 auf, dass...

- er seine ‚Flucht‘ aus Wien als zweite Chance betrachtet, um seinem Leben bewusst eine neue Richtung zu geben;
- er sich der Möglichkeit eines Rückfalles in die Drogenabhängigkeit durchaus bewusst ist, er einen solchen aber nur im Falle einer Rückkehr in sein ‚altes‘ Leben für wahrscheinlich hält;
- in der Schilderung seiner persönlichen Entwicklungsgeschichte beim Probanden ein gewisser Stolz zu erkennen ist;
- der Wunsch nach einem eigenen Zuhause, Kinder sowie einem geregelten Einkommen sehr stark ist und für ihn eine große Motivation zur Verhaltensänderung darstellt;
- der heutige Sozialraum von IP4 ausschließlich auf sein eigenes Zuhause und auf seine Freundin beschränkt ist.

Landkartenanalyse



Abb. 5: Subjektive Landkarten Interviewpartner 4; frühe Jugend (li) / heute (re.)

Interviewpartner 4 zeichnete auf die links oben dargestellte Landkarte sowohl die Räume seiner frühen Jugend, als auch jene der Gegenwart. Aus dem Interview ging hervor, dass die Bar, das Gefängnis und sein Elternhaus Bestandteile seines damaligen Sozialraumes sind. Besonders auffällig ist hier, dass das Elternhaus des Probanden im Vergleich zu den anderen Räumen seiner frühen Jugend sehr klein dargestellt wurde. Möglicherweise hat IP4 seinem früheren Zuhause auf der Landkarte deshalb so wenig Platz eingeräumt, weil die Beziehung zu seinen Eltern damals sehr konfliktreich war. Eventuell wählte er diese Darstellungsform aber auch deshalb, weil er bereits im Alter von 14 Jahren von seiner Mutter aus der Wohnung geworfen wurde, weshalb das Elternhaus im Sozialraum seiner frühen Jugend stark unterrepräsentiert war.

Unter die eben beschriebenen Räume zeichnete IP4 auf Landkarte 1 seinen heutigen Sozialraum. In diesem stellt er seine Freundin dar, sowie ihren gemeinsamen Lebensraum, bestehend aus Haus, Garten und Auto. Der Proband ließ sich in der künstlerischen Umsetzung dessen viel Zeit und malte mit großem Enthusiasmus, was darauf hindeuten könnte, dass IP4 auf seinen gegenwärtigen Sozialraum sehr stolz ist. Seine Freundin gibt ihm Kraft und

Unterstützung, und in der Gartenarbeit sowie beim ‚Auto basteln‘ findet er Ruhe und Entspannung. Die Landkarte seines heutigen Sozialraumes zeigt ausschließlich Orte der Entspannung und der Kraft. Das Gefängnis erkennt IP4 erst aus heutiger Sicht bewusst als Ort der Vermeidung, weshalb er es erst nach dem Zeichnen seiner zweiten Landkarte gelb markierte. Abenteuerorte sind in seinem heutigen Sozialraum nicht mehr vorhanden. Dem Interview war dennoch ein Bedürfnis nach Abenteuer zu entnehmen, das er künftig in Form von Reisen verwirklichen möchte.

Auf dem zweiten Blatt Papier gestaltete IP4 deshalb die ‚Landkarte seiner Zukunft, welche ein Flugzeug, einen Strand, sowie eine Familie mit zwei Kindern neben einem Haus mit Garten darstellen. Flugzeug und Strand symbolisieren den Wunsch von IP4, möglichst bald mit seiner Freundin zu verreisen. Die Darstellung der Familie ist Ausdruck für seinen Wunsch, irgendwann eigene Kinder zu haben und weiterhin im Kreis der eigenen Familie seinen Lebensmittelpunkt zu haben.

7. Inhaltliche Auswertung

7.1. Aufbereitung und Auswertung der Daten

Die Interviews wurden zunächst in kommentierter Form transkribiert (Richtlinien siehe Anhang). Dies sollte ermöglichen, auch parasprachliche Äußerungen, Betonungen, Pausen, Zögern, sowie Änderungen der Sprechgeschwindigkeit in den Auswertungsprozess mit einbeziehen zu können (vgl. Kittl 2005, S. 219). Anschließend wurden die Interviews mit Hilfe der Textverarbeitungssoftware MaxQDA analysiert und interpretiert. Die Analyse erfolgte teils einzeln, und teils fallübergreifend.

Die Interpretation der Subjektiven Landkarten stellte den zweiten Schritt der Auswertung dar. Die Landkarten bieten im Auswertungsprozess die Möglichkeit, die Sozialräume der Probanden / der Probandin auch visuell zu analysieren und sie mit den textlichen Beschreibungen aus den Interviews zu vergleichen. Folgende Fragestellungen waren bei der Analyse der Subjektiven Landkarten handlungsleitend:

- Wie wurde der Auftrag von den Jugendlichen interpretiert und umgesetzt?
- Warum sind manche Orte größer, manche kleiner gezeichnet?
- Fehlen auf den Landkarten Orte, die im Interview eine tragende Rolle spielen und umgekehrt?

Zwar kann die Bildanalyse der textlichen Auswertung nur als interpretative Ergänzung dienen, dennoch kann sie gegebenenfalls auch auf emotionale Aspekte, mögliche Widersprüche etc. hinweisen.

8. Ergebnisse und Interpretation

8.1. Sozialräume der frühen Jugend

Sozialraum frühe Jugend	IP1	IP2	IP3	IP4
Abenteuer	6	2	2	2
Kraft/Unterstützung	[1]	1	3	-
Rückzug/Auszeit	[1]	[1]	1	-
Vermeidung	1	2	2	1

Abb.6.: Sozialräume der frühen Jugend im Vergleich

Abbildung 6 zeigt eine zahlenmäßige Gegenüberstellung der Orte und Räume meiner Probanden bzw. meiner Probandin in der frühen Jugend, aufgeschlüsselt nach deren Bedeutungen. Hier ist zu beachten, dass in den Interviews zum Teil auch Räume zur Sprache kamen, welche von den Teilnehmern / der Teilnehmerin zwar nicht dezidiert mit Bedeutungen versehen wurden, der textliche Zusammenhang jedoch Rückschlüsse auf solche erlaubte. Abbildung 6 enthält nur die diejenigen Orte und Räume, welche die Testgruppe bewusst mit Bedeutungen kennzeichnete.

Aus dem Vergleich geht hervor, dass die Abenteuerorte zahlenmäßig gegenüber den anderen Orten deutlich überrepräsentiert sind. Als Vermeidungsort kennzeichneten alle Jugendlichen das Elternhaus, was darauf hindeuten könnte, dass die Testpersonen in ihrer frühen Jugend alle danach strebten, sich von den Eltern zu distanzieren und abseits elterlicher Kontrolle eigene Erfahrungen zu sammeln. Als weitere Vermeidungsorte wurden die Schule (zwei von vier Personen) sowie die Polizei (IP1) genannt. Letzte wurde aber nur in dem Sinn gemieden, als dass versucht wurde, delinquente Handlungen vor polizeilichen Instanzen geheim zu halten. Ressourcenorte wie ‚Kraft/Unterstützung‘ bzw. ‚Ruhe/Auszeit‘ finden sich im Sozialraum der frühen Jugend bei den Probanden nur wenige; mit Ausnahme von Interviewpartnerin 3, die auch in ihrer frühen Jugend im Familien- und Freundeskreis sozialräumliche Ressourcen zur Verfügung hatte. Die Kraft- und Rückzugsorte von IP1 und

IP2 sind teilweise in Klammer gesetzt, weil manche der Räume den Probanden nur beschränkt Unterstützungs- und Rückzugsmöglichkeiten boten:

I: Mhm. (.) Und so richtig Orte wo du dich mal zurückzogen hast, oder wo du Unterstützung gefunden hast, hats nicht geben? (5)

IP1: In meim Elternhaus. Aber des is a net wirklich des.

(IP1, Abs. 84-86).

Auf folgenden Seiten werden die subjektiven Bedeutungen beleuchtet, welche die Orte und Räume für die Testpersonen hatten. Zudem wird versucht, auch die Bedürfnisse zu erfassen, die hinter der Nutzung bestimmter Orte und Räume standen.

8.1.1. Abenteuerorte

Drei von vier Personen nutzten ausschließlich kommerzielle Räume wie Pubs, Bars oder Diskotheken als Abenteuerorte. Nur IP1 beanspruchte in diesem Zusammenhang mit seinen Freunden eher öffentliche Plätze, wie diverse Grünflächen im Umkreis der Wohnsiedlung, Parks und Skateparks.

Je nach persönlicher Geschichte wurden die Abenteuerorte von den Probanden / der Probandin rückblickend unterschiedlich bewertet:

Bei IP1 hat sich deren Bedeutung im Laufe seiner Jugendzeit gewandelt. Anders als die anderen Probanden nutzte er die Abenteuerorte seiner frühen Jugend nicht primär, um Spaß zu haben und dem Bedürfnis nachzugehen, ‚Neues‘ auszuprobieren, sondern seinen Angaben nach hauptsächlich, um die Langeweile zu vertreiben, die ihn Zuhause immer wieder heimsuchte (vgl. IP1, Abs. 53-56). Den Freundeskreis seiner frühen Jugend beschreibt der Proband als Gruppe, in der eine „komplett aggressive Stimmung“ herrschte (IP1, Abs. 50). Seinen Beschreibungen nach zu urteilen, war die Gruppe sehr hierarchisch strukturiert und die Jugendlichen standen ständig unter dem Stress, sich voreinander ‚beweisen‘ zu müssen.

„(...) so a (2) waß i net a Ort zum Wohlfühlen war des net (...)“ (IP1, Abs. 50).

Die Auswahl der Abenteuerorte trafen er und seine Freunde nach dem Kriterium „*Haupsach weg von Kontrolle (...)*“ (IP1, Abs. 66). Die Jugendlichen suchten sich also Orte und Räume im Umkreis der Wohnsiedlung, an denen sie Alkohol und Nikotin konsumieren konnten, ohne

von den Erwachsenen gesehen zu werden. Der ‚Kick‘ den die Jugendlichen erlebten, indem sie ‚Verbotenes‘ ausprobierten, dürfte ein wesentliches Bedürfnis hinter den kriminellen Handlungen sein, die für die Nutzung der Abenteuerorte bezeichnend waren. Ein ‚Kick‘ folgte dem nächsten, und IP1 begann, mit seinen Freunden unerlaubt Graffiti an diverse Hausmauern zu sprühen.

Die rot gekennzeichneten Orte in Graz (Stadtpark, Lautsprecherboxen bezeichnend für Acidtechnoparties) ersetzten nach seinem Umzug die oben genannten Abenteuerorte. An diesen begann er mit dem Verkauf illegaler Substanzen. Während die Abenteuerorte in Linz seinen Angaben nach hauptsächlich den Zweck hatten, der Langeweile entgegenzuwirken, nutzte er die Abenteuer Räume in Graz, um bewusst auf illegalem Wege Geld zu verdienen. IP1 machte dort die ‚Delinquenz zu seinem Beruf‘, wobei das Erleben von ‚Kick‘ wieder ein zentrales Motiv für die Kriminalität an den Abenteuerorten gewesen sein dürfte. Zudem nannte IP1 keinerlei andere Motive für den Aufenthalt an seinen Abenteuerorten:

I: Mhm. War das für dich so irgendwie a Zweckding einfach? Oder hast selber auch getanzt und Spaß ghabt dort [Anm.d.Verf.: auf den Technoparties] und (.) warst drin in der Gruppe?

IP1: Na eben, des is ja des. I hab nachher anfoch wirklich; i hab nachher auf die ganzen Freund auf den ganzn Spaß halt nachher pfeift weil i anfoch gwusst hab (.) i bin da nur hingangen und hab eigentlich nur die Dealerei im Kopf ghabt

(IP1, Abs. 240-241).

Abenteuerort für Interviewpartner 2 war die Diskothek des Nachbarortes, die er regelmäßig besuchte. Der Proband hat sie sowohl positiv, als auch negativ in Erinnerung (vgl. IP2, Abs. 53-56; Abs. 67-69) Hinsichtlich der Bedeutungen, die dieser Abenteuerort für ihn hatte, äußerte sich der IP2 nur wenig. Auf die Frage, warum er die Diskothek am Negativsten in Erinnerung hat, meinte er nur, es sei eben oft „a Bledsinn“ gewesen (IP2, Abs. 76).

Interviewpartnerin 3 hat ihre Abenteuerorte (nächstgelegene Diskothek, Pub im Heimatort) positiv in Erinnerung. Sie beschreibt das anfängliche Fortgehen im Alter von 14 Jahren als befreiend, weil „da hast no nix denken müssen, da hast nur di ghabt (...)“ (IP3, Abs. 14). Von allen Orten hatten die Abenteuerorte für die Probandin in ihrer frühen Jugend die höchste Priorität. Dort genoss sie es, „einfach neue Leut kennen[zu]lernen. Irgendwie unter Leut [zu] sein (2) Einfach ausprobieren, wie weit ma gehen kann“ (IP3, Abs. 80-81). Die Abenteuerorte ihrer frühen Jugend standen in keinem Zusammenhang mit dem Delikt ihrer

Vergangenheit. Dieses verübte sie erst im Alter von 18 Jahren. Zu dieser Zeit nutzte die Probandin bereits andere Abenteuerorte.

Interviewpartner 4 (be)zeichnete in seiner frühen Jugend nur eine Bar als Abenteuerort. In dieser kam er bereits im Alter von 14 Jahren mit Alkohol, Nikotin und illegalen Substanzen in Berührung. Dem Interview ist zu entnehmen, dass der Proband ‚Abenteuer‘ in seiner frühen Jugend hauptsächlich in Form des Ausprobierens verschiedener Suchtmitteln erlebte. In Anbetracht der Tatsache, dass IP4 bereits mit 14 Jahren obdachlos geworden war, und seine Kindheit und Jugend durch die Konflikte seiner Eltern, sowie z.T. durch deren Erziehungsstil schwer belastet waren, liegt die Vermutung nahe, dass der Konsum (illegaler) Drogen für den Probanden eine Bewältigungsstrategie darstellte, durch welche er versuchte, Belastungen zu verdrängen. Obwohl IP4 sich heute der Risiken und Auswirkungen seines frühen Drogenkonsums bewusst ist, hat er die Zeit in ‚der Bar‘, in der viele Leute kennengelernt hatte, auch positiv in Erinnerung (vgl. IP4, Abs. 34).

Zusammenfassend ordnete die Testgruppe den Abenteuerorten ihrer frühen Jugend folgende Bedeutungen zu:

- Vertreibung von Langeweile
- Spaß haben
- Erleben eines ‚Adrenalinkicks‘ bei bewusster Grenzüberschreitung und Rechtsbrechung
- Drogenverkauf als ‚Beruf‘
- Ausübung destruktiver und selbstgefährdender Handlungen als ‚Bewältigungsstrategie‘
- Ausprobieren, ‚wie weit man gehen kann‘
- Kennenlernen neuer Leute
- Abseits elterlicher Kontrolle eigene Erfahrungen sammeln
- Abgrenzung vom Elternhaus

8.1.2. Kraft- und Unterstützungsorte

Interviewpartner 1 hat weder auf der Subjektiven Landkarte seiner frühen Jugend, noch im Verlauf des Interviews Orte und Räume thematisiert, an denen er Kraft und Unterstützung

gefunden hat. Seinen Angaben nach liegt der Mangel an Kraft- und Unterstützungsorten daran, dass er dafür auch nie offen gewesen ist:

[IP1 markiert die Orte seiner früheren Jugend sowie die heute relevanten Orte farblich nach deren Bedeutung]

IP1: Des wars. Unterstützung hab ich ja nie wirklich wollen oder so. Des is ja des. Da kann i jetzt gar nix ein(.)zeichnen oder so.

(IP1, Abs. 1-2).

Aus Absatz 86 des Interviewtextes geht hervor, dass er eventuell schon Unterstützung von seinen Eltern bekommen hätte, oder diese möglicherweise auch bekommen hat, er sie aber nicht als besonders wertvoll/hilfreich empfand:

I: (...) Und so richtig Orte wo du dich mal zurückzogen hast, oder wosd Unterstützung gfunden hast, hats net geben? (5)

IP1: In meim Elternhaus. Aber des is a net wirklich des.

(IP1, Abs. 86).

Einige Passagen aus dem Interview deuten darauf hin, dass seine Eltern aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit wenig Zeit für den Probanden hatten (IP1, Abs.223; Abs.56). Möglicherweise hat es in der frühen Jugend des Probanden schon weitere Räume, oder zumindest gewisse Aspekte gegeben, anhand welcher er Kraft und Unterstützung fand, nachdem er diese Zeit seines Lebens aber sehr negativ in Erinnerung zu haben scheint, kann es sein, dass er sich diesen rückblickend nicht mehr bewusst ist.

Interviewpartner 2 bezeichnete auf der Subjektiven Landkarte seiner frühen Jugend das Haus seines besten Freundes als Ort der Unterstützung und Kraft. Dieser Freund stellt für ihn eine wichtige Ressource dar, weil er mit ihm gut reden, aber auch Spaß haben konnte bzw. kann (vgl. IP2, Abs. 19-22). Dem Interview waren weitere Kraft- und Unterstützungsräume in Form institutioneller Hilfen zu entnehmen, die der Proband auf seiner subjektiven Landkarte jedoch nicht anführte: Eine Sozialarbeiterin, die ihn drei Jahre lang begleitete, war für ihn vor allem in der Bewältigung seiner Schulden eine wichtige Stütze. In emotionaler Hinsicht dürfte sie jedoch nur wenig Zugang zu IP2 bekommen haben:

I: (...) Und auch so für dich persönlich, hats dir auch was gebracht?

*IP2: Ja schon, also **ohne** wär ich aufgeschmissen gewesen. Dann hätt ich jetzt noch die ganzen Schulden und so, was ich so nie zahlt hab. (2) Ja und sonst eigentlich (2) eh nix*

(IP2, Abs. 121-122).

Zudem gab es noch einen Erziehungshelfer, der den Jugendlichen für einige Zeit begleitete. Ob und in wie weit dieser für den Probanden eine sozialräumliche Ressource darstellte, war dem Interviewtext allerdings nicht zu entnehmen.

Interviewpartnerin 3 nannte als einzige meiner Probanden auch einen Abenteuerort als Ort der Unterstützung bzw. Kraft. Dies war ein kleines Pub im Ort. Weil sie dort viel Zeit mit ihren Freunden und Freundinnen verbringen konnte, war es für sie sowohl Abenteuer- als auch Ressourcenort im Sinne von Kraft/Unterstützung. Auch ihre Eltern und Großeltern, die beide im selben Haus lebten, empfand die Probandin als Ressourcen, auch wenn ihr Verhältnis zu ihnen zeitweise angespannt war.

Interviewpartner 4 hatte seinen Angaben nach in der frühen Jugend keinerlei Ressourcen- und Kraftorte zur Verfügung. Aus Absatz 74 geht jedoch hervor, dass er sich in dieser Zeit mit seinem Vater sehr gut verstand. Möglicherweise ist deren gutes Verhältnis zu dieser Zeit auch darin begründet, dass beide, Vater und Sohn, der Mutter die Schuld am Auseinanderbrechen der Familie gaben (vgl. IP4, Abs. 74; 89-94). Zum Zeitpunkt der Trennung seiner Eltern war IP4 vierzehn Jahre alt.

Zusammenfassend wurden von der Testgruppe folgende Räume als Ressourcen im Sinne von Kraft und Unterstützung genannt:

- Elternhaus (IP3; eventuell auch IP1)
- Elternteil (IP4)
- Freund (IP2) / Freundeskreis (IP3)
- Sozialarbeiterin (IP2)
- Erziehungshilfe (IP2)
- Pub im Wohnort (IP3)

8.1.3. Rückzugs- und Auszeitorte

Proband 1 und Proband 2 nannten jeweils nur das Elternhaus als Rückzugs- und Auszeitmöglichkeit. Beide nutzten dieses aber nur zeitweise und hauptsächlich nur, um sich dort auszuschlafen. Davon abgesehen strebten beide Interviewpartner danach, möglichst viel Zeit außerhalb des Elternhauses zu verbringen (vgl. IP1, Abs. 85-86; IP2, Abs. 64). Eine

Rückzugs- und Auszeitmöglichkeit im Sinne des Erlebens elterlicher Geborgenheit konnte den Texten beider Probanden nicht entnommen werden. Anders bei Interviewpartnerin 3: Auch sie kennzeichnete das Zuhause ihrer frühen Jugend als Rückzugs- und Auszeitmöglichkeit; gleichzeitig gab sie ihm aber auch die Bedeutung ‚Kraft/Unterstützung‘, was darauf hindeutet, dass die Probandin 3 das Elternhaus auch in ihrer frühen Jugend als wichtige Ressource in Anspruch nahm. Aus Interview und Landkarte von IP4 ließ sich auf keine Orte und Räume schließen, die dem Probanden Rückzugs- und Auszeitmöglichkeit geboten hätten. Möglicherweise spielte sein Vater in diesem Zusammenhang eine Rolle, was aber aus dem textlichen Zusammenhang nicht direkt abzuleiten ist.

8.1.4. Vermeidungsorte

Die Schule wurde sowohl von IP2 als auch von IP3 als Vermeidungsort gekennzeichnet. Für IP2 war die Schule „*einfach unlustig*“ (IP2, Abs. 73) und dem Interview von Probandin 3 war zu entnehmen, dass für sie in der Zeit ihrer frühen Jugend einfach andere Dinge wichtiger waren. Mit Ausnahme von IP1 markierten alle Personen der Interviewgruppe auf ihrer Landkarte das Elternhaus als Ort der Vermeidung. Fallübergreifend liegt jedoch die Vermutung nahe, dass in der frühen Adoleszenz jene Orte und Räume von den Probanden gegenüber dem Elternhaus bevorzugt wurden, an denen sie eigene Erfahrungen machen konnten. Im Prioritätenvergleich kommt daher dem Elternhaus eine wesentlich geringere Bedeutung zu als den anderen Orten, was vor allem bei IP3 der Grund gewesen sein dürfte, warum sie ihr Elternhaus als Ort der Vermeidung kennzeichnete. Bei den anderen Probanden hingegen könnte eine Vermeidung des Elternhauses aber auch darin begründet sein, dass sie dort Desintegration erfahren haben.

8.2. Sozialräume der Gegenwart

Sozialraum Gegenwart	IP1	IP2	IP3	IP4
Abenteuer	>2	2	1	-
Kraft/Unterstützung	[4]	1	5	1
Rückzug/Auszeit	[2]	1	4	2
Vermeidung	1	1	-	3

Abb.7: Sozialräume der Gegenwart im Vergleich

Ähnlich wie in den Sozialräumen der frühen Jugend, sind auch in den Sozialräumen der Gegenwart Bedeutung und Anzahl nicht aller Raumkategorien explizit auszumachen. Deshalb wurden manche Zahlen in Abbildung 7 in Klammer gesetzt. Eine nähere Erläuterung dazu findet sich auf folgenden Seiten, in denen die Bedeutungen der Räume auch einzeln in den Blick genommen werden.

8.2.1. Abenteuerorte

Die Subjektive Landkarte der Gegenwart von IP1 zeigt zwei Räume, die er mit ‚Abenteuer‘ in Verbindung bringt: Dazu gehört ein Fitnessstudio, welches er heute regelmäßig aufsucht. Hier pflegt der Proband soziale Kontakte zu Menschen, mit denen er seine Begeisterung für den Kraftsport teilen kann. Auch die Beziehung zu seiner Lebensgefährtin, die er auf Landkarte 2 mit einem Herz symbolisiert hat, beinhaltet für den Probanden ‚Abenteuerliches‘. In wie fern seine Freundin in diesem Zusammenhang für ihn bedeutsam ist, kann dem Interview nicht entnommen werden. Die gegenwärtigen Abenteuerorte auf Landkarte 2 zeigen, dass der Proband heute versucht, ‚Abenteuer‘ auf andere Weise zu erleben, als in der Zeit vor seiner Haftstrafe, in welcher es mitunter auch der ‚Kick‘ war, der den Probanden veranlasste, auf illegale Weise Geld zu verdienen. Aus zwei Erzählepisoden geht hervor, dass IP1 aber auch noch Diskotheken und Bars als Abenteuerorte für sich nutzt (vgl. IP1, Abs. 155, Abs. 243).

IP1: Und jetzt zum Beispiel, i geh a manchmal ins Ska zum Beispiel auf Acidparties. Aber dort gehts dann wirklich nur mehr darum, dass i tanz, und feier und Spaß hab, gell. Sonst, des is halt, ja (.) des is ja des (IP1, Abs. 243).

Möglicherweise hat IP1 diese Räume im Interview deshalb nicht explizit als Abenteuerorte thematisiert, weil sie verglichen mit den Abenteuerorten seiner frühen Jugend für ihn nicht mehr so bedeutsam sind. Oder aber, der Proband beschränkte die Anzahl seiner gegenwärtigen Abenteuer Räume bewusst, um auf den Landkarten eine sozialräumliche Veränderung erkennbar zu machen, von der er annehmen könnte, sie sei im Rahmen des Interviews ‚erwünscht‘.

Interviewpartner 2 markierte auf der Landkarte seines gegenwärtigen Sozialraumes eine Autogarage als Ort des Abenteuers: Vor allem in der wärmeren Jahreszeit verbringt er dort den Großteil seiner Freizeit, um mit Freunden an Autos zu schrauben und „*gmüatlich was (.) [zu] trinken*“ (IP2, Abs. 36). Die Diskothek, welche in der frühen Jugend ein wichtiger Abenteuerort für ihn war, nutzt er, wie aus dem Interview hervorgeht, nach wie vor in diesem Zusammenhang. Allerdings sei ihm die Garage als Abenteuerort heute lieber, weil in der Diskothek „*(...) kommt nur Blödsinn ausser*“ (IP2, Abs. 45).

Interviewpartnerin 3 gibt an, heute kein Bedürfnis mehr zu haben, Abenteuer in Form des Besuches von Diskotheken und Pubs auszuleben. Eine Form des ‚Abenteuers‘ stellt für sie die Zeit dar, die sie mit ihrer besten Freundin verbringt, wobei die Probandin ‚Abenteuer‘ heute anders zu interpretieren scheint, als noch zur Zeit ihrer frühen Jugend: Während es ihr in der frühen Adoleszenz vor allem darum ging, an ihren Abenteuerorten neue Leute kennenzulernen, und ‚etwas zu erleben‘, scheint sie ‚Abenteuer‘ gegenwärtig als Möglichkeit zu sehen, Zeit abseits ihrer Alltagspflichten erleben zu können.

Interviewpartner 4 gab an, heute keine Abenteuerorte mehr für sich zu nutzen, wenngleich er dennoch ein Bedürfnis zu haben scheint, ‚Abenteuerliches‘ zu erleben. Dieses Bedürfnis platzierte der Proband in Form eines Wunsches auf die ‚Landkarte seiner Zukunft‘, was möglicherweise ein Hinweis darauf ist, dass er Angst hat, ‚neue Abenteuerorte‘ in seinen jetzigen Alltag zu integrieren, aus Furcht, erneut in die Drogenabhängigkeit zurückzufallen (vgl. Abb. 5; S. 99)

Fallübergreifend wird in der Analyse der gegenwärtigen Abenteuerorte folgendes erkennbar:

- während zwei der Probanden (IP1, IP2) die Abenteuerorte ihrer frühen Jugend heute nicht explizit vermeiden, geben IP3 und IP4 an, Abenteuerorte in der Form, in der sie

sie früher nutzten, heute nicht mehr in ihrem Leben haben zu wollen. Ihre Motive dafür sind jedoch unterschiedlicher Art: Während IP3 kein Bedürfnis nach Abenteuer im Sinne nächtlichen Ausgehens mehr zu haben scheint (vgl. IP3, Abs. 72-80), entsteht bei IP4 der Eindruck, als hätte der ‚Bruch‘ mit den Abenteuerorten seiner frühen Jugend eine ‚Bedürfnislücke‘ in ihm hinterlassen, welche er bis dato noch nicht durch die Schaffung anderer Abenteuerorte zu füllen vermochte.

- In den Interviews und bildlichen Darstellungen aller Testpersonen ist die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass sich die Antworten der Probanden/in auf manche Interviewfragen in gewisser Weise nach einem gefühlten Anspruch ‚sozialer Erwünschtheit‘ richteten.

8.2.2. Kraft- und Unterstützungsorte

Interviewpartner 1 findet Kraft und Unterstützung durch seine Freundin, und durch das Fitnessstudio, welche sowohl auf der Subjektiven Landkarte, als auch im Interview thematisiert werden. Die Anzahl der Kraft- und Unterstützungsorte von IP1 sind auf Abbildung 7 deshalb in Klammer gesetzt, weil im Zuge der Textanalyse zwei weitere Räume erkennbar wurden, bei welchen mir eine Zuordnung zur Kategorie der Kraft- und Ressourcenorte zwar naheliegend, aber nicht eindeutig erschien. Es handelt sich hier um einen alten Bekannten und sowie um sein Elternhaus:

*„(...) nachher bin i halt (.) durchs Koks oder so paranoid gwesn und so weiter. Und damit hab i dann **alle** verlorn eigentlich. Also total vü. Also as einzige, was mir bliebn is, is da Tobi. Des is a Bekannter. (.) Ja und die Familiy halt aber (.) sonst eigentlich kaner“*

(IP1, Abs. 147).

Dem Interview ist zu entnehmen, dass sich IP1 zwar gut mit seiner Mutter versteht, aber nur unter der Voraussetzung, dass der Kontakt zwischen den beiden zeitlich begrenzt bleibt (vgl. IP1, Abs. 278-282). Aus diesem Grund ist eine eindeutige Zuordnung des Elternhauses zur Kategorie der Kraft- und Unterstützungsorte nicht möglich. Auch die Bedeutung des Bekannten, der in obigem Zitat angesprochen wird, geht aus dem Text nicht eindeutig hervor. In Absatz 82-84 des Interviews zeigt sich, dass IP1 zwar einige Leute aus seinem Bekanntenkreis als ‚Freunde‘ bezeichnet, er sich aber nicht sicher zu sein scheint, ob er diese

als ‚wirkliche‘ Freunde bezeichnen kann, was nach Angabe des Probanden daran liegt, dass er generell Probleme damit hat, Menschen zu vertrauen:

IP1: I mein i hab in Graz a vü Leut, do waß i verlass mi a gern, aber i waß net, des is anfoch (.), da sieht ma dann so Sachen auf amal.

I: Du hast die Leut verlassen in Graz oder wie?

IP1: Ja:a. Teilweis hab i gsehn, okay es is (.), es bringt si nix und so weiter. Also i hab anfoch (2) °ja° Vertrauen in Freundschaften, da hab i sowieso a paar Probleme. I waß net warum, i mein, des is (5) Des is ja des.

(IP1, Abs. 82-84).

Interviewpartner 2 findet Kraft und Unterstützung nach wie vor bei seinem besten Freund, den er auch schon auf Landkarte 1 als wichtige Ressource bezeichnete. Darüber hinaus konnte auf keine weiteren Ressourcenorte geschlossen werden.

Mit Blick auf die Subjektive Landkarte von Interviewpartnerin 3 fällt auf, dass alle Räume, die gegenwärtig im Leben der Probandin eine Rolle spielen (Eltern, Großeltern, Schwiegereltern, Zuhause, Freundin), mit der Farbe ‚Unterstützung/Kraft‘ markiert sind. Vor allem die Familie stellt für IP3 heute eine wichtige Kraft- und Ressourcenquelle dar.

Interviewpartner 4 findet Kraft und Unterstützung bei seiner Lebensgefährtin. Die Beziehung zu ihr, sowie deren gemeinsamer Lebensraum sind für den Probanden von großer Bedeutung, nicht zuletzt deshalb, weil er außerhalb dieser keine weiteren Sozialräume für sich beansprucht.

Zusammenfassend fällt in der Analyse der Kraft- und Unterstützungsorte der Testgruppe auf, dass mit Ausnahme von IP3 bei den Probanden auf keine eindeutigen sozialräumlichen Kraftressourcen aus der Familie geschlossen werden kann.

8.2.3. Rückzugs- und Auszeitorte

Die fallübergreifende Analyse der Rückzugs- und Auszeitorte zeigt, dass die Teilnehmer/die Teilnehmerin sehr unterschiedliche Strategien haben, um gedanklich vorübergehend dem Alltag zu entkommen. Interviewpartner 1 nutzt auch in diesem Zusammenhang das Fitnessstudio, sowie die Zeit, die er mit seiner Lebensgefährtin verbringt (vgl. Abbildung 2, Landkarte 2). Interviewpartner 2 gibt an, sich am besten entspannen zu können, indem er mit

seinem Auto ziellos in der Gegend umherfährt (vgl. IP2, Abs. 37-42), und Interviewpartner 4 entspannt sich am besten im Nachgehen seiner Hobbies, der Gartenarbeit und des ‚Autobastelns‘ (vgl. IP4, Abs. 52-56; Abs. 64). Interviewpartnerin 3 findet Rückzugs- und Auszeitmöglichkeiten vielmehr durch den Aufenthalt an Orten, an denen sie sich wohlfühlt. Dies sind ihr Zuhause, ihr Elternhaus, das Haus ihrer Großeltern sowie die Wohnung ihrer Freundin, welche sie regelmäßig besucht (vgl. Abbildung 4, Landkarte 2).

8.2.4. Vermeidungsorte

Abbildung 7 zeigt deutliche Unterschiede in der Anzahl der vermiedenen Orte und Räume der einzelnen Personen. Die meisten Vermeidungsorte waren dem empirischen Material von IP4 zu entnehmen, was vermutlich dadurch zu erklären ist, dass die sozialräumliche Veränderung dieses Probanden nicht allmählich, und als Ergebnis wachsender Einsicht erfolgte, sondern ziemlich plötzlich und aus einem Gefühl der Ausweglosigkeit heraus initiiert wurde. Die Angst vor einem Rückfall in alte Verhaltensmuster und in die Drogensucht kommen an einigen Interviewstellen zum Ausdruck und könnte mitunter der Grund dafür sein, dass der Proband alle Orte, die mit seiner Vergangenheit in Verbindung stehen, streng vermeidet. Dazu gehören die Bar seiner frühen Jugend, sein gesamter ehemaliger Freundeskreis, sein Vater, mit dem er sich vor einiger Zeit sehr zerstritten hat, die Drogen und im weitesten Sinn das Gefängnis.

Dem gegenüber gibt es im Leben von Interviewpartnerin 3 gegenwärtig keine bestimmten Orte oder Personen, welche von der Probandin bewusst gemieden werden. Der Blick auf ihren heutigen Sozialraum und die Textanalyse des Interviews lassen darauf schließen, dass IP3 deshalb keine Vermeidungsorte angeführt hat, weil es keine Orte gibt, die von der Probandin als Gefahr im Sinne eines erneuten ‚Abrutschens‘ in die Delinquenz wahrgenommen werden. Angesichts ihrer Biografie scheint die Delinquenz ihrer Jugendzeit einen eindeutig episodenhaften Charakter aufzuweisen.

Aus dem Interview von IP1 geht hervor, dass dieser im Unterschied zu IP2 und IP4 das Gefängnis nicht explizit vermeidet:

„ I waß es net. I man (.) da Häfn is ma eigentlich a wurscht. Von dem hab i a ka Angst. Also i waß zwar i hab durt mei Essen drei mal am Tag, i hab durt mei Kraftkammer und mein Fernseher. Is ma eigentlich a Dulli“ (IP1, Abs. 143).

Vielmehr versucht der Proband all jenen Personen und Situationen aus dem Weg zu gehen, durch welche er Gefahr laufen könnte, erneut einen Rückfall in die Drogensucht zu erleiden. Hier nennt er beispielsweise jene Leute, die er im Rahmen seines Aufenthaltes in der Drogenentzugsanstalt in Wien kennenlernte:

„ (...) eigentlich meid i die ganzn weil (.) im Endeffekt achtzig Prozent vo die ganzn Leit falln wieder zruck. Also was soll i machn? Mi wieder treffen mit ihna und (2) i hab da anfoch realistisch gedacht. I hab zu jedem da gsagt: Heast, i kenn di zwar da, aber i verspricht da net, dass ma die besten Freund werd'n, wenn i wieder auss'i geh (...)“ (IP1, Abs. 275).

Zudem vermeidet IP1 heute all jene Personen, von denen er in der Vergangenheit enttäuscht worden ist, wenngleich es ihm aufgrund seines Bekanntheitsgrades in Graz schwer fällt, diesen Leuten aus dem Weg zu gehen (vgl. IP1, Abs. 159).

Interviewpartner 2 nennt als Vermeidungsort einzig das Gefängnis. Um nicht Gefahr zu laufen, erneut straffällig zu werden, meidet der Proband zwar nicht den Abenteuerort seiner frühen Jugend, der immer wieder Schauplatz jugendlicher Straftaten war, dafür aber bestimmte Personen, die er dort ab und zu noch antrifft:

I: Was hat denn das [Anm. das Gefängnis] mit dir vom Denken her gemacht? Hat das auch irgendwas verändert an deiner Freizeit oder an Leut mit denen du dich vielleicht jetzt nicht mehr triffst oder Orte die { du vermeidest
IP2: Ja ein paar Leut } also Orte (.) eigentlich keine. Aber ein paar Leut, die halt da dabei san. (IP2, Abs. 125-126).

8.3. Raumanerkennung

8.3.1. Sozialräumliche Erweiterung von Interviewpartner 1

Interviewpartner 1 begann im Alter von 11 Jahren schon sehr früh, seinen Lebens- und Handlungsraum eigenständig zu erweitern. Seinem Empfinden nach lag dies daran, dass ihm

zu Hause oft langweilig war (vgl. IP1, Abs. 54-56). Zunächst verbrachte der Proband seine Freizeit häufig im ‚Feuerwehrpark‘, wo er sich einer Gruppe von ca. 25 Leuten als einer der Jüngsten anschloss. Im Kreis dieser Jugendlichen, die den Erzählungen von IP1 nach zu schließen, gerne in der Öffentlichkeit provozierten und deshalb häufig mit erwachsenen PassantInnen, aber auch mit der Polizei in Konflikt gerieten, machte IP1 schon zu Beginn der Ausdehnung seines Lebensraumes durch illegale Aktivitäten (Graffiti, früher Alkohol- und Nikotinkonsum) auf sich aufmerksam. Mit seinen Freunden erschloss der Proband im Laufe der Zeit mehr und mehr Räume zunächst der unmittelbaren und später auch der entfernteren Wohngegend. Die Kriterien nach denen die Jugendlichen ihre Orte und Räume auswählten, richteten sich zum einen nach der Möglichkeit, dort ihren Hobbies (Skaten, Sprays) nachgehen zu können. Zum anderen war es den Jugendlichen wichtig, *„irgendwo draussen“* zu sein, *„Hauptsach weg von Kontrolle auf guat Deitsch“* (IP1, Abs. 65-66). Dort konnten die Jugendlichen abseits der Kontrolle von Erwachsenen, Alkohol und Nikotin konsumieren. Die Kriterien, nach denen IP1 und seine Freunde in der frühen Jugend ihre Räume auswählten, lassen darauf schließen, dass es sich bei den von den Jugendlichen in Anspruch genommenen Räumen sowohl um Rückzugsräume, als auch um Interaktionsräume handelt. Die These von Leonhard und Schröder (1998), welche besagt, dass im Identitätsfindungsprozess jugendlichen Räumen zunächst genau diese Bedeutungen zukommen, findet sich also anhand des empirischen Materials von IP1 bestätigt (vgl. Kapitel 5.2., S. 31f).

Rekonstruiert man mittels Textanalyse die schrittweise Aneignung der Räume von IP1, kann zunächst auf eine konzentrische Erweiterung des jugendlichen Lebens- und Handlungsraumes geschlossen werden (vgl. dazu Kapitel 6.3. und 6.4.). Erst im weiteren Verlauf seiner Jugend verinselte sich der Lebensraum des Probanden zunehmend (vgl. Kapitel 6.5.). Diese Verinselung begann mit seinem Umzug nach Frohnleiten, der für IP1 eine große Belastung war, weil er Linz eigentlich nie verlassen wollte. Obwohl er die ersten sieben Jahre seines Lebens in Frohnleiten gelebt hatte, fand er nach seiner Rückkehr im Alter von 12 Jahren dort keinen Anschluss mehr zu den Freunden aus seiner frühen Kindheit. IP1 gibt an, sich nach seinem Umzug sehr rasch der Grazer Drogenszene angeschlossen zu haben. Zunächst verbrachte er viel Zeit im Stadtpark, wo er begann, Marihuana zu verkaufen. Bald darauf lernte er eine Reihe von Dealern kennen, die *„Potential“* in ihm sahen (IP1, Abs. 143) und der Proband machte das Dealen zu seinem ‚Job‘. Die Wahl seiner Aufenthaltsorte in Graz richtete sich hauptsächlich danach, wo er am besten seine Drogen verkaufen konnte. Alle zwei Wochen reiste er außerdem nach Wien, um sein Suchtmittelkontingent wieder aufzustocken.

Im Rahmen des Dealens besuchte IP1 viele Technoparties sowie diverse Lokale mit elektronischer Tanzmusik, allerdings *„net (...) dass i mit irgendwelche Leit red, oder lächel oder Freundschaftskontakt hab (.) sondern rein nur dass i ihnen des Geld aus der Taschn zia“* (IP1, Abs 76). Als ihm das Dealen auf öffentlichen Veranstaltungen mit der Zeit zu riskant wurde, bewegte er sich hauptsächlich in der Untergrundszene sogenannter Acid-Techno-Parties. Dies sind illegale Veranstaltungen, bei denen der Drogenkonsum hochgradig präsent ist.

Rekonstruiert man den sozialräumlichen Aneignungsprozess von IP1, wird deutlich, dass es dem Probanden im Verlauf seiner Jugend immer wichtiger wurde, nicht gesehen zu werden und sich möglichst unauffällig in der Öffentlichkeit zu bewegen: Während er in der frühen Jugend noch den Eindruck machte, durch Grenzüberschreitungen mit der Erwachsenenwelt in Konfrontation gehen zu wollen, wurde es mit fortschreitender Delinquenz für ihn immer wichtiger, seine Delikte vor der Öffentlichkeit zu verbergen. Mit Reutlinger gesprochen, entwickelte sich IP1 sozusagen vom ‚sichtbaren‘ zum ‚unsichtbaren‘ Jugendlichen (vgl. dazu Kapitel 6.7., S. 49ff).

8.3.2. Sozialräumliche Erweiterung von Interviewpartner 2

Dem empirischen Material von Interviewpartner 2 sind, sowohl in seiner frühen Jugend, als auch heute, vergleichsweise wenig Orte und Räume zu entnehmen, was darauf hinweist, dass der Lebens- und Handlungsraum des Probanden keine breite Streuung aufweist. Im Alter von dreizehn Jahren begann er, möglichst viel Zeit außerhalb des Elternhauses zu verbringen. Meist traf er seine Freunde in deren Elternhaus; öffentliche und halböffentliche Plätze benutzten die Jugendlichen kaum (vgl. IP2, Abs. 9-12; 14-18). Bald darauf begann IP2, auch abends fortzugehen. Die Diskothek wurde zum ‚Abenteuer- und Erlebnisort‘ und war für sein Leben von großer Bedeutung. Der Proband hat sie in Gedanken an seine frühe Jugend sowohl positiv als auch negativ in Erinnerung, da sie immer wieder Schauplatz krimineller Handlungen war. Sie ist als Abenteuerort auch heute noch für ihn relevant. Der Sozialraum von IP2 hat sich seit seiner frühen Jugend nur insofern verändert, als dass zwei weitere Elemente hinzugekommen sind: In der Garage eines Freundes trifft er sich regelmäßig mit Freunden, um Autos zu basteln, und mit seinem Auto lässt er sich regelmäßig im Ort sehen,

wodurch IP2 angibt, sich am besten entspannen zu können. Gerade weil sein Lebens- und Handlungsraum keine breite Streuung aufweist, fällt es dem Probanden möglicherweise schwer, eine sozialräumliche Veränderung im Sinne der Inanspruchnahme anderer Orte und Räume zu initiieren. Zudem scheint er sich in einem Freundeskreis zu bewegen, der in sich relativ geschlossen ist.

8.3.3. Sozialräumliche Erweiterung von Interviewpartnerin 3

Interviewpartnerin 3 begann mit dreizehn Jahren, ihren Lebensraum eigenständig zu erweitern. Auch sie traf sich mit Freunden wenig auf öffentlichen Plätzen, sondern nutzte zu diesem Zweck lieber Pubs und Diskotheken. Die nahe gelegene Diskothek und sowie ein Pub im Ort, waren die ersten Abenteuerorte von IP3. Die neu gewonnene Mobilität durch den Mopedschein im Alter von 16 Jahren, veranlasste sie und ihre Freunde, auch kommerzielle Räume zu erschließen, die weiter entfernt lagen. Mit der Erschließung neuer Räume verlor die unmittelbare Wohnumgebung für die Probandin mehr an Bedeutung:

„Ja. Ja. Mit dreizehn kommt ma no,} ja, da kommt ma no nirgends so wirklich hin und da war des [Anm.d.Verf. das Pub] halt grad in der Nähe ((lacht))“ (IP3, Abs. 121).

I: Mhm. (.) Und dann sind die Sachen (.) in der Umgebung wahrscheinlich eher unwichtig worn oder?

IP3: Mhm. (.) Ja man hat dann a irgendwie an anderen Freundeskreis kriegt. I man, is eh klar, wenn ma si mit andere Leut abgibt. °Ja° (IP3, Abs. 125-126).

Wie dem zweiten Zitat zu entnehmen ist, erweiterte sich mit der Erschließung neuer Räume auch der Freundes- und Bekanntenkreis der Probandin. In diesem Sinne kann die Raumaneignung von IP3 durchaus als konzentrisch beschrieben werden. Die retrospektive Betrachtung ihres Sozialraumes macht deutlich, dass sich die Ressourcenorte der Probandin von damals auf heute nicht wesentlich erweitert haben, was daran liegen mag, dass IP3 ihrem Empfinden nach auch schon in ihrer frühen Jugend ausreichend Unterstützung durch ihre Familie erfahren hat, was eine Erschließung neuer Ressourcenorte für sie vermutlich nicht nötig machte. Das Delikt, welches sie im Alter von 18 Jahren verübte, scheint mitunter ausschlaggebend dafür gewesen zu sein, dass die Probandin Abenteuerorten heute nicht mehr

so hohe Bedeutung beimisst, wie früher. Die Haftstrafe, sowie die Geburt ihrer Tochter ungefähr ein Jahr danach, dürften bei IP3 eine sozialräumliche Veränderung bewirkt haben, die, wie der Interviewtext vermuten lässt, weniger bewusst initiiert wurde, sondern sich viel mehr im Zuge eines Prioritätenwandels vollzog, der mit den neuen Lebensumständen einherging.

8.3.4. Sozialräumliche Erweiterung von Interviewpartner 4

Weil Interviewpartner 4 bereits mit vierzehn Jahren keinen festen Wohnort mehr besaß, kann aus der Zeit seiner frühen Jugend auf keine selbstbestimmte Raumanewohnung geschlossen werden. Der Proband war häufig auf Schlafplätze angewiesen, weshalb die Erschließung bestimmter Räume, auch wenn der er diese als unangenehm empfand, oft notwendig war. Mit Ausnahme seiner Erzählungen vom Rauswurf aus dem Elternhaus, gab IP4 nicht viel über die Aufenthaltsorte seiner frühen Jugend preis. Er lenkte das Gespräch immer wieder auf seinen heutigen Sozialraum, auf den er sehr stolz zu sein scheint. Wie in der Falldarstellung in Kapitel 4.3.4. (S. 94f) bereits erläutert wurde, erfolgte die sozialräumliche Veränderung des Probanden sehr plötzlich, indem er spontan beschloss, sich ins Auto zu setzen und Wien zu verlassen. Sein gegenwärtiger Sozialraum ist ausschließlich auf jenen Lebensraum beschränkt, den er mit seiner Partnerin teilt.

8.4. Delinquenz

In Anlehnung an Enke's Studie über die Verlaufsstruktur von Jugenddelinquenz (siehe Kapitel 7.5. des Theorieteils) wurde in diesem Kapitel das empirische Material nach Grundmustern durchsucht, welche möglicherweise mit jenen aus Enke's Untersuchung in Übereinstimmung stehen. Die Analyse ergab, dass jede der Testpersonen tatsächlich relativ eindeutig einem der vier Handlungstypen zugeordnet werden kann. An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass die Testpersonen nicht in allen Punkten mit der Beschreibung der Handlungstypen übereinstimmen, sondern die Zuordnung lediglich in Anbetracht gewisser Übereinstimmungshäufigkeiten erfolgte. Auf folgenden Seiten werden nicht nur diese

Übereinstimmungen veranschaulicht, es wird auch versucht, die Delinquenz der Testpersonen in seinen Phasen bis zum Zeitpunkt der Veränderung zu erfassen.

Interviewpartner 1 kann am ehesten dem hedonistisch-orientiertem Handlungstyp zugeordnet werden: Er beschreibt sich als „*richtig gieriger Mensch*“, bei dem es „*immer besser und immer schneller*“ gehen muss (IP1, Abs. 205), vor allem wenn es sich um soziales Ansehen und um die Anhäufung materieller Güter handelt. Schon in der frühen Jugend war IP1 ständig auf der Suche nach neuen ‚Kicks‘, um der Langeweile, die er zuhause häufig empfand, zu entgehen (vgl. IP1, Abs. 54-56). Zentrales Motiv für das Erleben von Abenteuer scheint bei dem Probanden allerdings weniger ‚Spaß‘ gewesen zu sein, sondern vielmehr der Aufbau von ‚Prestige‘ im Sinne sozialer Anerkennung. Um dieses Ziel zu erreichen, setzte er viel aufs Spiel, denn die Schwere der Delikte nahm im Verlauf seiner Jugend kontinuierlich zu. Weil aufgrund dessen die Gefahr, ‚aufzufliegen‘ immer größer wurde, verlagerte IP1 seinen Drogenverkauf mehr und mehr in die Grazer Untergrundszene. Später ließ der Proband auch ‚Kleindealer‘ für sich arbeiten und achtete darauf, so wenig wie möglich gesehen zu werden (vgl. IP1, Abs. 233). Zwar besaß bzw. besitzt er einen großen Freundes- und Bekanntenkreis, tiefe Freundschaften gibt es in seinem Leben jedoch keine. Ähnlich, wie jene Jugendliche, welche Enke dem hedonistisch-orientierten Handlungstyp zuordnete (vgl. Kapitel 6.5.2., S. 69), deuten einige Stellen des Interviews darauf hin, dass auch IP1 sich ein schönes, genussvolles Leben mit möglichst wenig Aufwand wünscht (vgl. IP1, Abs. 209; Abs. 143).

Auch wenn das empirische Material von *Interviewpartner 2* nicht so umfangreich ist, wie das der Anderen, deuten einige Aspekte darauf hin, dass der Proband am ehesten dem maskulin-orientierten Handlungstyp zugeordnet werden kann: Er bewegte sich schon in jungen Jahren in einem großen Freundeskreis. Weil dieser in sich relativ geschlossen gewesen zu sein scheint, liegt die Vermutung nahe, dass die Solidarität innerhalb der Gruppe großen Stellenwert besaß, wenngleich IP2 angab, wenig ‚wirkliche‘ Freunde gehabt zu haben (vgl. IP2, Abs. 13-14). IP2 hatte zum Zeitpunkt des Interviews seine vierte Haftstrafe hinter sich. Die Art der Delikte (überwiegend Körperverletzung und Eigentumsdelikte) könnte ebenso ein Hinweis darauf sein, dass körperliche Gewalt zum Zwecke demonstrativer Solidarität und zur Verteidigung anderer Gruppenmitglieder eingesetzt wurde. Deziert bestätigt ließ sich diese Vermutung anhand des empirischen Materials jedoch nicht. Die Haftstrafen bewirkten bei IP2 zunächst keine Intention zur Verhaltensänderung. Nach Angaben seines Bewährungshelfers, war bei ihm erst seit einem halben Jahr vor Zeitpunkt des Interviews

leichte Besserung zu erkennen. Der Proband verhielt sich in der Interviewsituation mir gegenüber sehr misstrauisch und gab hinsichtlich der Art und der Beweggründe seiner delinquenten Handlungen kaum etwas von sich preis, was eine kategorische Zuordnung seines Typs erschwerte.

Obwohl einige der Merkmale, die Enke in der Beschreibung maskulin-orientierter Jugendlicher anführt, auf *Interviewpartnerin 3* nicht zutreffen, konnten zu diesem Handlungstyp, ausgehend von ihren Erzählungen, vergleichsweise die meisten Parallelen gezogen werden. Einer der Hauptgründe, weshalb ich IP3 dem maskulin-orientierten Handlungstyp zuordnete, war der Gruppen- und Anpassungsdruck, der nach Angabe der Probandin mitunter ausschlaggebend für das Einbruchs- und Diebstahlsdelikt ihrer Jugend war (vgl. IP3, Abs. 95-98). Das Jugenddelikt von IP3 zählt mit Ziehlke (1993) gesprochen zu den ‚leisen‘ Straftaten, welche gerade für Mädchendelinquenz vielfach bezeichnend sind. Ziehlkes These, wonach sich Mädchendelinquenz eher im Verborgenen, ‚Privaten‘ abspielt findet sich also anhand des empirischen Materials von IP3 bestätigt (vgl. Kapitel 7.3. des Theorieteils). Die Tatsache, dass sich die Probandin die Ausübung ihres Deliktes größtenteils durch den negativen Einfluss ihrer damaligen besten Freundin erklärt, könnte auf einen gewissen Rechtfertigungsdruck für ihr abweichendes Verhalten hinweisen. Ähnlich wie die Jugendlichen maskulinen Handlungstyps aus Enke's Untersuchung, hat auch IP3 eher traditionelle Rollen- und Wertvorstellungen und bewegte sich relativ früh in einem großen Freundeskreis, in dem sie auch Kraft und Unterstützung fand (vgl. IP3, Abs. 7-10). Wie aus ihrer Falldarstellung bereits hervorgeht, lässt das empirische Material von IP3 darauf schließen, dass das Delikt ihrer Jugend vielmehr als einmaliger ‚jugendlicher Fehltritt‘ zu bewerten ist, und keine Hinweise auf eine biografisch manifeste Form delinquenten Verhaltens erkennbar sind. Die Konsequenzen, mit denen die Probandin nach Bekanntwerden ihres Deliktes konfrontiert war, lösten in ihr eine hohe Intention zur Verhaltensänderung aus.

Die Erzählungen von *Interviewpartner 4* lassen auf ein familienorientiertes Grundmuster schließen. Ausschlaggebend für die Zuordnung von IP4 zu diesem Typ war für mich vor allem der starke Wunsch von IP4 nach engen emotionalen Bindungen, der an einigen Stellen zum Ausdruck kommt. Die Trennung seiner Eltern und deren Folgen für seine weitere Entwicklung, sowie seine Beziehung zu beiden Elternteilen wurden häufig thematisiert und es entsteht der Eindruck, dass der Proband sich in seiner frühen Jugend nur schwer von den Problemen seiner Eltern abgrenzen konnte. Der frühe Bindungsabbruch zu seinem Elternhaus

fürte bei IP4 zu einer Flucht in Drogen und Delinquenz, was zum einen Ausdruck eines Bewältigungsverhaltens sein könnte, zum anderen aber auch einen Versuch darstellen könnte, eine sorgenvolle Reaktion seiner Eltern hervorzurufen. Beschaffungskriminalität und illegaler Drogenbesitz waren letztendlich auch die Gründe für seine Verhaftung. An einigen Stellen berichtet der Proband von enttäuschenden Erlebnissen vergangener Beziehungen und ‚falschen‘ Freunden. Diese waren ausschlaggebend für seine radikale sozialräumliche Veränderung. Der heutige Sozialraum von IP4 beinhaltet ausschließlich jenen Lebensraum, den er mit seiner heutigen Lebensgefährtin teilt. Dies, sein ausgeprägter Familiensinn sowie die Tatsache, dass er angibt, kein Bedürfnis mehr nach Erschließung weiterer Räume zu haben, lassen vermuten, dass der Proband durch seine Freundin versucht, die zerbrochenen Beziehungen zu seinem Elternhaus zu kompensieren. Dabei setzt IP4 alles auf eine Karte.

8.5. Veränderung

Dieses Kapitel widmet sich den (sozialräumlichen) Veränderungen der Testpersonen. Im Rahmen dessen werden nicht nur jene Aspekte behandelt, die als ‚Motoren der Veränderung‘ bezeichnet werden können, auch die personalen und sozialen Ressourcen, welche für den Veränderungsprozess der Probanden / der Probandin bedeutsam waren bzw. sind, werden thematisiert. Ausgehend von der Analyse gegenwärtiger Sozialräume und verschiedener Erzählepisoden über das gegenwärtige Befinden der Probanden, wird im Anschluss daran versucht, Zusammenhänge zu erkennen, welche Rückschlüsse auf die Stabilität der herbeigeführten Veränderungen zulassen. Abschließend werden die Phasen der Jugenddelinquenz verglichen mit jener Verlaufsstruktur, die dem jeweiligen Handlungstyp (maskulin-, hedonistisch-, familienorientiert) zugrunde liegt.

8.5.1. Interviewpartner 1

Veränderung

Die Veränderungen, die sich seit seiner Haftentlassung und seinem einjährigen Drogenentzugsaufenthalt in Wien für IP1 ergaben, lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- IP1 gibt an, abgesehen von ein paar Alkoholeskapaden, seit einem halben Jahr drogenfrei zu sein (IP1, Abs. 126-127);
- Er versucht bewusst, bestimmten Orten und Menschen seiner Vergangenheit aus dem Weg zu gehen, um das Risiko eines Drogenrückfalls zu minimieren (vgl. IP1, Abs. 101-108);
- Weil er in Graz immer wieder mit seiner Vergangenheit konfrontiert wird, ist der Wunsch nach einer sozialräumlichen Veränderung im Sinne eines Wohnortswechsels bei dem Probanden sehr stark. Er empfindet seinen gegenwärtigen Sozialraum als mangelhaft und wünscht sich für einen Neubeginn die Erschließung einer komplett neuen Umgebung (vgl. IP1, Abs. 86-90);
- IP1 berichtet, an seinem Vertrauensproblem zu arbeiten und erkennt diesbezüglich eine allmähliche Besserung. Zudem gelingt es dem Probanden immer häufiger, sich seine Gefühle nicht nur selbst einzugestehen, sondern sie auch vor anderen zu zeigen. Seine Lebensgefährtin ist ihm in diesem Zusammenhang eine große Stütze (vgl. IP1, Abs. 124-125);
- Wenngleich er behauptet, heute in der Lage zu sein, leichter Vertrauen zu Menschen zu fassen, gibt er an, im Kennenlernen neuer Leute noch vorsichtiger geworden zu sein:

„(...) zum Beispiel wenn i jetzt mit Leit an Erstkontakt hab, dann schau i die Menschen eigentlich echt extrem (.) quat an eigentlich, weil irgendwie, bevor i da wen zu mir zuwilass (...)“ (IP1, Abs. 151).
- Der Proband hat den Wunsch, sich sein Geld zukünftig auf legale Weise zu verdienen, wenngleich es ihm schwer zu fallen scheint, durch den Verkauf von Drogen nicht wieder den ‚leichteren‘ Weg des Geldverdienens einzuschlagen (vgl. IP1, Abs. 215-217).

Motoren der Veränderung

Nach Angabe von IP1 ist er sich im Gefängnis zum ersten Mal der Konsequenzen seiner Handlungen bewusst geworden:

„I habs ma [Anm.d.Verf.: das Koks] mit fünfzehn as erste Mal in die Nasn zogn und bin mit achtzehn bin i im Häfn aufgwacht eigentlich“ (IP1, Abs. 137).

Das Leben zwischen diesen Zeitpunkten beschrieb der Proband „*wie ein[en] Film*“, der „*so dahingelaufen ist*“ (IP1, Abs. 139). Grund dafür dürfte der kontinuierliche Drogenkonsum sein, der möglicherweise seine Fähigkeit zur Selbstwahrnehmung beeinträchtigt hatte, und zum anderen seine Tendenz zur Realitätsverweigerung noch verstärkte. Im Gefängnis wurde er sich nicht nur seiner suchtmittelbedingten, gesundheitlichen Beeinträchtigungen (kaputte Zähne, paranoide Verhaltenszüge etc.) bewusst (vgl. IP1, Abs. 293-296), besonders schockierend war für ihn auch die Tatsache, dass er einen Großteil der anderen Gefängnisinsassen persönlich kannte (vgl. IP1, Abs. 197-202). Dadurch begann der Proband, sein Identitätskonstrukt mehr und mehr in Frage zu stellen. Im Zuge dieser Neuorientierung wurde er sich auch manch anderer Auswirkung bewusst, welche sein Verhalten bzw. seine illegale Tätigkeit im Leben anderer angerichtet hatte:

„weil die Acidtechno, des is, eigentlich isses a liberale Szene (.) wo ma si eigentlich (.) ja a Untergrund im Endeffekt. Solche Leit wie i gehen dann natürlich hin und vergiften die Leit durt alle“ (vgl. IP1, Abs. 243-244).

Alle Erkenntnisse, die er im Zuge seines Gefängnisaufenthaltes gewann, dürften bei IP1 eine Intention zur Verhaltensänderung bewirkt haben. Eine wesentliche Motivation für die Beibehaltung der initiierten Veränderungen, ist für ihn der Kraftsport, in welchem er sich Ziele gesetzt hat, deren Erreichung ein suchtmittelfreies Lebens voraussetzt:

„(...) wenn i irgendwas ziagn würd, würd i schwitzn und nimm total schnell Gwicht ab. Im Endeffekt i geh jetzt trainieren (.) und da wü i ma net mit aner Nasn ois kaputt machen“

(IP1, Abs. 293).

Zudem glaubt IP1, dass ein Rückfall in die Kriminalität die Beziehung zu seiner Partnerin gefährden würde:

„Nur im Endeffekt, waß i net. Des was i ma jetzt eigentlich aufbaut hab, möcht i jetzt net wieder verliern. Also eh des mit meiner Freundin und so weiter“.(IP1, Abs. 143)

Ressourcen

Wesentliche Ressourcen, die den Veränderungsprozess von IP1 begünstigten, sind seine Freundin, das Fitnessstudio, in welchem der Proband einen alternativen ‚Abenteuerort‘ gefunden hat, und einige wenige Freunde, deren Bedeutung in diesem Zusammenhang allerdings nicht klar erkennbar ist. Eine große Hilfe war für ihn auch die Therapie in Wien:

Die Gespräche mit den TherapeutInnen vor Ort und den anderen BewohnerInnen lösten in ihm einen Reflexionsprozess aus, durch den er viel an Selbsterkenntnis gewann (vgl. IP1, Abs. 271-274). In seinem Elternhaus dürfte der Proband auch heute nur beschränkt Unterstützung finden: Zwar gibt er an, sich mit seiner Mutter gut zu verstehen, aber nur unter der Voraussetzung, dass der Kontakt zwischen ihnen zeitlich beschränkt bleibt:

„<res> Na scho sehr guat>, eben mit der Mutter, (...) es is besser der Kontakt; aber i darf mi halt net zvi mit ihnen treffen. Also wenn i zlang bei meiner Mutter daham sitz und bei meiner Familie dann (.) fangt mi an zum Wurmen. I waß zwar no immer net warum und wieso des is, aber es wurmt mi halt (...)“ (IP1, Abs. 279).

Als veränderungsfördernde Ressource ist das Elternhaus von IP1 deshalb in Frage zu stellen.

Stabilität des Orientierungswechsels

Ob die Veränderungen im Leben von Interviewpartner 1 langfristig stabil bleiben werden oder nicht, kann natürlich nicht vorhergesagt werden. Gegenwärtig scheint er sich jedoch an einem Punkt zu befinden, an dem er sich der Notwendigkeit sozialräumlicher Veränderungen bewusst geworden ist, und im Alltag versucht, manche Dinge bewusst anders zu machen. Zum Zeitpunkt des Interviews stand der Proband gerade vor der Herausforderung, die angestrebten Veränderungen nach seiner Rückkehr aus Wien in seinem ‚alten‘ sozialräumlichen Umfeld nicht nur umzusetzen, sondern sie auch vor alten Bekannten zu legitimieren. Absatz 296 zeigt, dass es ihm in diesem Zusammenhang (noch) unangenehm ist, zu seinem Veränderungswillen zu stehen. Auch gibt es im Text Hinweise darauf, dass für den Probanden die Rückkehr zur Kriminalität immer noch eine Option darstellt, sollte er biografisch scheitern:

„Das Problem is nur des: I hab dreitausend Euro Schulden. Im Endeffekt (.) könnt eigentlich i mir eigentlich selber zu am Dealer, mir an Kilo kaufen, den verchecken und i hab zweitausend Euro plus. Könnst i sofort machen, auf der Stelle. I könnt auf die Straßn gehn, irgendwen abziagn, und hätt zwatatusend plus. Kann i, geh i sofort; zuck i net amal mitn Aug, aber i machs net. Und des is des Problem. I sitz halt mit dreitausend Euro minus da. Im Endeffekt, ja { waßt eh ()“ (IP1, Abs. 141).

„I man: Bevor i Hunger hab, oder die Jessi an Hunger hat, geh i auf die Straßn und hau wen um. Also des mach i wirklich so. Also wenns wirklich hart auf hart kummt, nimm is wem weg. Bevor i Hunger hab, hat der Hunger. Aber (.) ja“ (IP1, Abs. 143).

Einige Erzählepisoden, die von seinem Leben als Dealer berichten, lassen einen gewissen Stolz in seiner Stimme erkennen, was darauf hindeuten könnte, dass IP1 das soziale Ansehen das er damals im Bekanntenkreis genoss, in seinem heutigen Leben vermisst. Kompensation findet er bis zu einem gewissen Grad im Bodybuilding, für das er sich hohe Ziele gesteckt hat. Aus Absatz 296-298 geht hervor, dass der Proband mit dem Gedanken spielt, Anabolika zu konsumieren, um seinem Ziel schneller näher zu kommen. Zwar ist er sich des Risikos einer Suchtverlagerung bewusst, in gewisser Weise scheint er sich diese Kompensation allerdings zuzugestehen: „(...) *solangs nur des bleibt, gell*“ (IP1, Abs. 297). Angesichts der Kontinuität seines Bedürfnisses nach Anerkennung von der frühen Jugend bis heute, besteht die Vermutung, dass IP1 es nur dann schaffen wird, einen langfristig konformen Weg einzuschlagen, wenn es ihm weiterhin gelingt, dieses Bedürfnis auf legalem Wege zu erfüllen.

Bezüge zum hedonistisch-orientierten Handlungsmuster

Vergleicht man die Beschreibung der Verlaufsstruktur von Jugenddelinquenz hedonistisch-orientierter Heranwachsender mit jener von IP1, werden deutliche Übereinstimmungen erkennbar: Auch IP1 betrachtete die negativen Auswirkungen seines Handelns lange Zeit mit einer für diesen Handlungstyp charakteristischen Gleichgültigkeit. Erst als dem ‚Versteckspiel‘ seiner kriminellen Handlungen ein Ende gesetzt wurde, begann der Proband, sein Leben zu reflektieren und entwickelte den Wunsch nach dauerhafter Veränderung. Trotz dieses Willens scheint es ihm schwer zu fallen, auf Genuss im Sinne von Anerkennung, Prestige, und ‚Kick‘ zu verzichten (vgl. IP1, Abs. 296-297). Um einen langfristig konformen Weg einschlagen zu können, versucht der Proband bewusst durch Fitnesstraining, seinem Genussstreben eine andere Richtung zu geben. Nach Enke (2003) benötigen hedonistisch-orientierte Jugendliche einen gewissen Druck von außen, den der Proband möglicherweise von Seiten seiner Lebensgefährtin verspürt (vgl. IP1, Abs. 143).

8.5.2. Interviewpartner 2

Veränderung

Sein letzter Gefängnisaufenthalt veranlasste IP2, den Kontakt zu gewissen Leuten, durch welche er in der Vergangenheit in Schwierigkeiten geraten war, zu meiden (vgl. IP2, Abs. 125-133). Den Abenteuerort seiner frühen Jugend besucht er jedoch nach wie vor. Weil die Diskobesuche in seiner Vergangenheit häufig mit delinquenten Handlungen in Verbindung gestanden sind (vgl. IP2, Abs. 46), verbringt der Proband seine Freizeit heute lieber mit Freunden in der Autowerkstatt (vgl. IP2, Abs. 45-48). Ein Schritt in Richtung langfristiger Konformität dürfte für IP2 die Lehrstelle bei der Autofirma sein, welche ihm gut gefällt (vgl. IP2, Abs. 86-88). Abgesehen davon werden im Interview keine wesentlichen (sozialräumlichen) Veränderungen sichtbar. Es entsteht der Eindruck, dass der Proband versuchte, mir zu vermitteln, dass er bereits von kriminellen Handlungen Abstand genommen hat, obwohl im Text keine eindeutige Markierung eines Wendepunktes erkennbar wird.

Motoren der Veränderung

Aus dem Interview geht hervor, dass IP2 keinen Wunsch nach sozialräumlicher Veränderung hat; er scheint mit seinem Leben durchaus zufrieden zu sein (vgl. IP2, Abs. 93). An seine frühe Jugend hat er nur wenig gute Erinnerungen; seine Belastungen versuchte er an seinem Abenteuerort zu kompensieren:

I: (...) Und was hast weniger gut in Erinnerung?

IP2: Alles andere.

I: Alles andere?

IP2: Ja nur beim Fortgehn so (.) hab i abschalten können. (IP2, Abs. 56-60)

Dennoch gibt der Proband an, in seiner frühen Jugend keine weiteren Unterstützungsorte benötigt zu haben, was möglicherweise ein Hinweis darauf ist, dass er Schwierigkeiten damit hat/hatte, Hilfe anzunehmen:

I: Glaubst hättst noch irgendwelche Unterstützungsorte gebraucht? Oder hast dich recht aufgehoben gefühlt?

IP2: Na. Hot scho passt (IP2, Abs. 81-82).

Nachdem bei IP2 kein starker Wunsch nach Veränderung erkennbar ist, kann auch auf keine ‚Motoren der Veränderung‘ geschlossen werden.

Ressourcen

Die Ressourcen, die IP2 sowohl in seiner frühen Jugend als auch heute zur Verfügung hatte bzw. hat, wurden bereits in Kapitel 7.1. und 7.2. ausführlich thematisiert. Zwar sind diese für den Probanden von großer Bedeutung, als Veränderungsinitiatoren im Sinne des Erreichens langfristiger Stabilität konnten sie anhand des empirischen Materials allerdings nicht ausgewiesen werden.

Stabilität des Orientierungswechsels

Nach der Auskunft seines Bewährungshelfers ist im Leben von IP2 zwar seit einiger Zeit eine größere Stabilität konformen Verhaltens erkennbar, ob diese anhalten wird, ist jedoch nicht auszumachen. Auch die Analyse des empirischen Materials ließ keine Tendenz in Richtung Konformität oder Rückfall erkennen.

Bezüge zum maskulin-orientierten Handlungsmuster

Weil dem Interview von IP2 nur wenige Informationen über Art und Verlauf der Delinquenz zu entnehmen sind, können infolge dessen auch kaum Vergleiche zur Verlaufsstruktur der Delinquenz maskulin-orientierter Jugendlicher hergestellt werden. Die einzige Parallele zu diesem Typ besteht darin, dass auch bei IP2 strafrechtliche Sanktionen keine Intention zur Verhaltensänderung bewirkten. Ebenso wie die maskulin-orientierten Jugendlichen aus Enke's Studie, wünscht auch er sich für die Zukunft die Übernahme einer traditionellen Familienrolle. Zwar befindet sich IP2 in einer nun schon langjährigen Beziehung, ob diese die langfristige Abkehr von kriminellen Handlungen begünstigt, geht aus dem Interview jedoch nicht hervor.

8.5.3. Interviewpartnerin 3

Veränderung

Als gravierendste Veränderung empfindet Interviewpartnerin 3 die Tatsache, dass sie am Wochenende nicht mehr fort geht, um in Diskotheken und Pubs zu feiern. Im Unterschied zu den anderen Probanden bedeutet die Vermeidung der Abenteuerorte ihrer frühen Jugend für IP3 (mittlerweile) keinen Verzicht; vielmehr meidet sie diese Räume aus Desinteresse:

„(...) Weil i denk ma, es is so schad irgendwie. Normal schlaf i um die Zeit und jetzt renn i umadum. (.) Na i waß net. I mag nimmer. (.) So, dass i am Nachmittag an Kaffee trinken geh oder so des stört mi net, aber dass i da jetzt furt rennen muss, und vor allem, es sin alle so angsoffen gwesen und mit de redn, des is so anstrengend. Des interessiert mi net mehr“

(IP3, Abs. 77).

Dass für die Probandin heute andere Dinge einen höheren Stellenwert eingenommen haben, weist auf eine langfristige Abkehr von kriminellen Handlungen hin. Eine weitere positive Veränderung erkennt IP3 darin, dass sie sich mit ihren Eltern und Großeltern viel besser versteht, als noch zur Zeit ihrer frühen Jugend, was ihrem Urteil nach dadurch zustande kam, dass sie sich verändert hat (vgl. IP3, Abs. 88-90). Nach ihrer Haftstrafe brach die Probandin den Kontakt zu ihrer damaligen besten Freundin ab, die sie darin bestärkt hatte, den Diebstahl zu begehen (vgl. IP3, Abs. 99).

Motoren der Veränderung

Wie auch bei IP1, markierte der Gefängnisaufenthalt einen Wendepunkt im Leben der Probandin. Die Verurteilung war sowohl ausschlaggebend für ihren Entschluss, den Kontakt zu ihrer besten Freundin abubrechen, als auch für die Erkenntnis, etwas an ihrem Verhalten ändern zu müssen, welches sie in diese prekäre Lage gebracht hatte. Die sozialräumlichen Veränderungen von IP3 könnten aber auch dadurch zu erklären sein, dass sich ihr Leben etwa ein Jahr nach Begehung ihres Deliktes, mit der Geburt ihrer Tochter grundlegend veränderte, weil es durch ihre Mutterschaft zu einer Verschiebung von Prioritäten kam.

Ressourcen:

Das gute Verhältnis zu ihren Eltern und Großeltern dürfte eine gute Basis für die Verwirklichung von Verhaltensänderungen geboten haben. Erwähnenswert sind aber auch die personalen Ressourcen der Probandin: Sie scheint im Zuge der Verurteilung schnell begriffen zu haben, dass sie ihr Leben nur dann verändern kann, wenn zuallererst sie selbst sich verändert. Ihre Verhaltens- und Einstellungsänderung sieht die Probandin auch als Grund dafür, dass sie sich heute mit ihren Eltern besser versteht:

IP3: Also i versteh mi jetzt mit meine Eltern vü, vü besser als vorher und a mit meine Großeltern.

I: Mhm. Und wie isses dazu gekommen glaubst?

IP3: Ja weil i mi geändert hab. ((lacht))

(IP3, Abs. 89-91)

Stabilität des Orientierungswechsels

Nachdem IP3 in ihrer Jugend nur ein Delikt beging, kann bei ihr ohnehin nicht von einer delinquenten Episode im klassischen Sinn gesprochen werden. Eine dauerhafte Abkehr von kriminellen Handlungen scheint bei ihr sehr wahrscheinlich.

Bezüge zum maskulin-orientierten Handlungsmuster

Erkennbare Bezüge zur Verlaufsstruktur der Jugenddelinquenz maskulin-orientierter Jugendlicher sind bei IP3 nur wenige zu finden. Entgegen deren Tendenz, Veränderungen ihrer Umwelt vorauszusetzen, bevor eine persönliche Verhaltensänderung für notwendig erachtet wird, erkannte die Probandin sehr schnell die Notwendigkeit, ihrem Leben zunächst selbst eine neue Richtung geben zu müssen. Eine deutliche Parallele zum maskulin-orientierten Handlungstyp wird allerdings dahingehend erkennbar, dass ihre Mutterschaft als neue, traditionelle Rolle in ihrem Leben, die Stabilität ihres Orientierungswechsels begünstigte (siehe Kapitel 6.5.1. des Theorieteils).

8.5.4. Interviewpartner 4

Veränderungen

Die Veränderungen von Interviewpartner 4 treten, verglichen mit jenen der anderen Testpersonen, am deutlichsten hervor, weil der Proband nicht nur den Kontakt zu den Menschen seines früheren sozialen Umfelds unterbunden hat, sondern im Zuge seiner sozialräumlichen Veränderung, mit der Gesamtheit seines ‚alten‘ Leben gebrochen hat:

„Ich war (.) alles was in Wien war hat gwandelt also des hab i halt durlossn, is mir doch egal“ (IP4, Abs. 20).

Doch auch wenn die sozialräumliche Veränderung von IP4 die sichtbarste ist, muss darauf hingewiesen werden, dass diese mit dem Zustandekommen einer innerpsychischen Veränderung im Sinne des Erreichens langfristiger Konformität (noch) nicht in Verbindung gebracht werden kann: Der radikale ‚Bruch‘ mit seiner Vergangenheit war gleichsam eine ‚Flucht nach vorn‘, wodurch IP4 möglicherweise nicht nur die Gelegenheit genommen wurde, sich langsam auf die neue Lebenssituation einzustellen und vorzubereiten, sondern auch der Eindruck entsteht, dass der Proband es vermeidet, sich mit seiner Vergangenheit im Sinne einer Aufarbeitung gedanklich weiter auseinanderzusetzen. Gleichsam kann aber auch nicht ausgeschlossen werden, dass die Weigerung von IP4, sich mit seiner Vergangenheit auseinanderzusetzen, nicht zunächst *Voraussetzung* für die Erreichung langfristiger Konformität ist: Möglicherweise benötigt IP4 in seinem Leben zunächst eine gewisse sozialräumliche Stabilität und das sichere Gefühl, gegebenenfalls auf Ressourcen zurückgreifen zu können, um sich zu einem späteren Zeitpunkt seines Lebens mit seiner Vergangenheit auseinandersetzen zu können.

Eine weitere Veränderung, die sich im Leben von IP4 abgezeichnet hat, ist die Wiederaufnahme des Kontaktes zu seiner Mutter. Zwar gibt er an, ihr nie verzeihen zu können, dass sie ihn damals hinausgeworfen hat, da sie sich vor einiger Zeit bei ihm entschuldigt hat, scheint er einer neuerlichen Annäherung allerdings nicht abgeneigt zu sein:

„Jetzt war ich sie einmal besuchen dieses Jahr. Wieder mal. Schaun, wie, was sie sich so aufbaut @(.)@“ (IP4, Abs. 82).

Motoren der Veränderung

Ausschlaggebend für die sozialräumliche Veränderung war nach Angabe von IP4 das erste Aufeinandertreffen mit alten Bekannten, drei Tage nach seiner Haftentlassung (vgl. IP4, Abs. 6-8). Die Textanalyse des Probanden lässt darauf schließen, dass Frustrationen mit seinem sozialräumlichen Umfeld, Enttäuschungen in Beziehungen und die Angst vor einem erneuten Rückfall wesentliche Veränderungsinitiatoren gewesen sein dürften. Möglicherweise verspürte der Proband nach seiner Haftentlassung auch ein Gefühl der Ohnmacht, in seiner sozialräumlichen Umgebung einen Neubeginn machen zu können.

Ressourcen:

Interviewpartner 4 gibt an, keine Personen, Institutionen oder anderweitige Ressourcen gehabt zu haben, die ihn in seinem Wunsch nach sozialräumlicher Veränderung bestärkt haben, und/oder durch die er im Verlauf seines ‚Neubeginns‘ unterstützt wurde. Wichtige und einzige Ressource für die Aufrechterhaltung dauerhaft konformen Verhaltens ist seine Lebensgefährtin.

Stabilität des Orientierungswechsels:

IP4 gibt an, mit seinem gegenwärtigen Leben sehr zufrieden zu sein. In seiner Beziehung scheint er alles zu bekommen, was er braucht, um glücklich zu sein. Da der Proband abgesehen davon keine Räume zur Erfüllung seiner emotionalen Bedürfnisse zur Verfügung hat, ist die zeitliche Stabilität seines Orientierungswechsels maßgeblich davon abhängig, ob ihm die Beziehung zu seiner Lebensgefährtin als Ressource dauerhaft erhalten bleibt oder nicht.

Bezüge zum familienorientierten Verhaltensmuster:

Sowohl in den Phasen der Delinquenz bis zur Neuorientierung, als auch in Hinblick auf die Motoren der Veränderung sind deutliche Parallelen zum familienorientierten Handlungstyp zu erkennen: Auch IP4 flüchtete sich in Folge gescheiterter familiärer Beziehungen in Drogen und Alkohol. Einzelne Erzählepisoden weisen darauf hin, dass er in der Vergangenheit einige intensive Bindungen eingegangen ist, von denen er schlussendlich schwer enttäuscht wurde.

Möglicherweise glichen diese Bindungen den ‚Ersatzbeziehungen‘, deren Auftreten nach Enke (2003) typisch für familienorientierte Jugendliche mit gescheiterten Familienbeziehungen sind. Auch nach seiner sozialräumlichen Veränderung suchte und fand der Proband in seiner Lebensgefährtin einen Menschen, zu dem er eine intensive Bindung aufbaute. Ob familienorientierte Jugendliche es schaffen, dauerhaft konformes Verhalten wiederherzustellen, hängt nach Enke (2003) maßgeblich davon ab, ob sie ihre Bindungsprobleme lösen können, oder nicht (vgl. Enke 2003, S. 82). Das Gelingen oder Scheitern der Beziehung mit seiner Lebensgefährtin dürfte für IP4 in diesem Zusammenhang ein wesentlicher Indikator sein. Möglicherweise ist auch der erneute Kontakt zu seiner Mutter, je nachdem ob sich das Verhältnis zwischen ihnen positiv oder negativ entwickelt, für eine Stabilität des Orientierungswechsels richtungsgebend.

8.6. Neustart

Der Verein Neustart wurde von den beteiligten Personen durchwegs positiv bewertet. Einzig IP4 hatte zunächst Probleme mit seiner ersten Bewährungshelferin aus Wien, weil er sich mit ihr scheinbar nicht gut verstand. Wieso, geht aus dem Interview nicht hervor. Heute fühlt auch er sich von Neustart durch seine Bewährungshelferin gut betreut. Die Bewährungshilfe erwies sich für die Probanden / die Probandin als wichtige Stütze in der Umsetzung sozialräumlicher Veränderungen: Die BetreuerInnen standen den Jugendlichen bei der Wohnungssuche, bei der Berufsfindung, in Rechts- und Strafsachen, sowie in der Organisation finanzieller Beihilfen unterstützend und beratend zur Seite. Darüber hinaus legten sie auch Wert auf eine gute Vertrauensbasis. Sie wurden von den Jugendlichen nicht als Kontrollinstanz empfunden, sondern vielmehr als Unterstützungsbasis und Anlaufstelle, die sie sowohl aufgrund organisatorischer, als auch aufgrund persönlicher Belange aufsuchen konnten. Gleichzeitig drängten sich die BewährungshelferInnen den Probanden / der Probandin aber auch nicht auf: So weit die Jugendlichen bereit waren, auch persönliche Themen mit ihnen zu besprechen, hatten sie dazu die Möglichkeit. Bei zwei Personen wurde im Interview erkennbar, dass sie generell Schwierigkeiten damit haben, Hilfe anzunehmen. Für IP1 ist jedoch allein schon die Tatsache, zu wissen, dass er jederzeit die Möglichkeit hat, im Rahmen der Bewährungshilfe Unterstützung in Anspruch nehmen zu können, „*vü, vü, vü wert eigentlich*“ (IP1, Abs. 175).

„(...) also bei mir is des; also i tu mir ziemlich schwer, dass i Hilfe annimm. Nur bei ihr waß i zum Beispiel a dass i, i kann kommen. Also do waß i, es geht. Also allein scho mal die Absicherung. Auf des kann i mi verlassen“ (IP1, Abs. 175).

IP3 bedauert die häufigen Betreuungswechsel, die sich aufgrund persönlicher Umstände der Bewährungshelferinnen für sie ergaben. Die Probandin verstand sich mit jeder ihrer Betreuerinnen sehr gut, und beschreibt die Wechsel als „Rückschlag“, der jedesmal „sehr weh getan hat“ (IP3, Abs. 159). Dies weist auf eine gute emotionale Unterstützungsbasis der Bewährungshelferinnen hin.

8.7. Zusammenhänge zwischen Raumaneignung und Identitätsentwicklung

In diesem Kapitel werden jene Aspekte thematisiert, in denen Zusammenhänge zwischen Raumaneignung und Identitätsentwicklung erkennbar werden. Die Forschungserkenntnisse aus Kapitel 5.2. des Theorieteils waren in der Ergründung dieses Themenaspekts handlungsleitend.

Interviewpartner 1 besaß in seiner frühen Jugend sowohl Interaktions- als auch Rückzugsräume. Letztere beschreiben Orte, an denen es wichtig war, von Erwachsenen nicht gesehen zu werden, um dort ungestört Alkohol und Nikotin zu konsumieren. Diese Grenzüberschreitungen könnten zum einen als Bewältigungsverhalten betrachtet werden, durch welches versucht wurde, psychische Belastungen (z.B. Langeweile, elterliche Konflikte) zu verdrängen. Zum anderen könnte es sich bei dieser Form der Grenzüberschreitung aber auch um ein Experimentieren mit Dingen handeln, die normalerweise nur Erwachsenen vorbehalten sind. Dahinter steht möglicherweise das Bedürfnis, sich von der Rolle des Kindes zu distanzieren.

Die Interaktionsräume widmete der Proband um, indem er beispielsweise Hausmauern oder andere Betonflächen seiner Umgebung zum Sprayen nutzte. Durch das Sprayen gab er Räumen seinen persönlichen Ausdruck, er versah sie quasi mit seiner persönlichen Handschrift. Auch das Skaten war für ihn eine Möglichkeit, Parkbänke, Stiegen und andere räumliche Gegebenheiten anders zu nutzen, als von der Gesellschaft ‚vorgesehen‘. Die gemeinsamen Aktivitäten, die mitunter das Ziel hatten, einen bestimmten Lebensstil nach außen zu tragen, und Reaktionen des sozialen Umfelds hervorzurufen, verband die Gruppe.

Den Erzählungen von IP1 nach zu schließen, ging es in der Clique seiner frühen Jugend aber weniger um Solidarität im Sinne gegenseitigen ‚Versicherns‘ (vgl. Enke 2003, S. 42ff.), sondern vielmehr darum, sich untereinander zu messen, sich zu beweisen. Anerkennung im Sinne der Erreichung von Prestige und sozialem Ansehen scheint IP1 ein zentrales Bedürfnis zu sein, dessen Erfüllung ihm im gesamten Verlauf seiner jugendlichen Entwicklung wichtig war. Nach seinem Umzug in die Steiermark erfuhr er soziale Anerkennung zunehmend aufgrund delinquenter Handlungen: Je geschickter, unauffälliger und effizienter er seine Drogen verkaufte, desto mutiger und einflussreicher schien er sich selbst wahrzunehmen:

„Dom im Berg war zum Beispiel, Dom im Berg () bin i einigangen und i hab durt drei Dealer stehn ghabt; meine drei Dealer. De ham ganz Dom im Berg drin meine Extacy verkauft. Also die ganze Party dort war mit meine Drogen voll. Da war i aber siebzehn. Also im Endeffekt, was, was soll Dom im Berg? ((stolz) Mit siebzehn hab i den ganzen Dom im Berg versorgt eigentlich)“ (IP1, Abs. 233).

Heute versucht IP1, sein Bedürfnis nach Anerkennung auf legale Weise zu befriedigen. Interaktionsraum ist in diesem Zusammenhang das Fitnessstudio, in welchem es dem Probanden nach wie vor wichtig zu sein scheint, ‚gesehen‘ zu werden. Gleichzeitig gibt er an, sich durch die körperliche Aktivität aber auch entspannen zu können, weshalb dem Fitnessstudio vermutlich auch die Bedeutung eines Rückzugsortes gegeben wurde.

Ein weiterer interessanter Aspekt in der Identitätsentwicklung von IP1 ist sein häufig thematisiertes Vertrauensproblem, und dessen Entwicklung, in Verbindung mit seiner sozialräumlichen Erweiterung:

Schon in seiner frühen Jugend scheint sich IP1 in einer Gruppe von Jugendlichen bewegt zu haben, in der es wichtig war, sich untereinander zu beweisen. Gegenseitiges Vertrauen oder Versichern dürfte aufgrund des Konkurrenzdrucks einen geringen Stellenwert gehabt haben. Später hat der Kontakt zu Dealern aus Graz sein Misstrauen gegenüber anderen Menschen noch verstärkt:

„Ja des war eigentlich des und (.) i bin sowieso in falsche Kreise einigrutscht., weil im Endeffekt hab i nachher a vü Dealer kennengelernt und die ham Potential in mir gsehn und so weiter. Und die ham mi dann nachher anfoch auffipushed. De ham ma halt nachher ziemlich schnell erklärt, dass es eben kane Freund gibt und so weiter. Dass anfoch, i hab dann anfoch, so wie i zum Verkaufen angfangen hab, hab i gwusst: Geld, des is mei Freund, mei Taschn. Und alle andern san nur deine Freund, weils dei Geld ham wolln. Genau so isses“

(IP1, Abs. 143).

Der Kontaktabbruch zu den Dealern, mit denen er in der Vergangenheit zu tun hatte, dürfte in diesem Sinn ein positiver Schritt in Richtung Besserung seines Vertrauensproblems sein. Auch seine Freundin scheint diesbezüglich einen wesentlichen Beitrag zu leisten:

„(...) I hab früher eigentlich nie wahrhaben wollen, dass i irgenda Person brauch. Im Endeffekt, jetzt freu i mi drüber. I tu ma zwar urschwer, dass i mei Bindung was i hab zu ihr irgendwie zag, des is a Vertrauensproblem. I kann net solche Sachen hergeben. I hab eigentlich angst, dass i verletzt werd. I tu ma mit jedem ziemlich schwer.(.) Ja, des is halt, solche Sachen muss i aber eben lernen. Und deswegn (2) mit ihr hab i ziemlich vü Glück. (.)“ (IP1, Abs. 125).

Im Unterschied zum empirischen Material von IP1, waren dem von IP2 vergleichsweise wenig Zusammenhänge zwischen Identitätsentwicklung und Raumaneignung zu entnehmen: Der Proband nutzte keine öffentlichen oder halböffentlichen Plätze, um sich darin sozialräumlich zu inszenieren, sondern erlebte ‚Abenteuer‘ ausschließlich in kommerziellen Rahmen. Welche Bedeutung dem Freundeskreis seiner frühen Jugend zukommt, welchen Lebensstil dieser nach außen trug, und ob sie sich in irgendeiner Form provokativ mit ihrer sozialräumlichen Umwelt auseinandersetzten, geht aus dem Interview nicht hervor. Deshalb kann auch nicht festgemacht werden, ob es sich bei IP2 um einen ‚sichtbaren‘ oder ‚unsichtbaren‘ Jugendlichen handelte (vgl. Kapitel 6.7. des Theorieteils). Heute verbringt der Proband seine freie Zeit häufig damit, mit seinem Auto scheinbar ziellos im Ort umherzufahren. Sein Auto stellt in diesem Zusammenhang möglicherweise einen Interaktionsraum dar, durch den er sich in der Öffentlichkeit präsentiert. Das ‚Autobasteln‘ ist für IP2 ein Hobby, das er mit seinen Freunden teilt. Möglicherweise fördert diese Tätigkeit nicht nur den Gruppenzusammenhalt, sondern verkörpert zugleich auch einen Lebensstil, durch den sie sich von anderen Jugendlichen abgrenzen.

Interviewpartnerin 3 nutzte ebenso kommerzielle Räume als Abenteuerorte. Diese Räume hatten für die Probandin damals hohe Priorität. Ähnlich wie IP1 und IP2, strebte auch sie schon sehr jung nach größtmöglicher Unabhängigkeit vom Elternhaus, weshalb es immer wieder zu Konflikten mit ihren Eltern kam. Die Probandin erkennt in diesem Abgrenzungsbedürfnis und in den Spannungen, die sich daraus ergaben eine jugendliche Entwicklungstypik:

„ I glaub, des is aber so. Dass wenn ma a Teenager is, dass am die Eltern voll wurscht san und dass si, waß net. I bin nur zu meine Eltern gengan, irgenwie wenn i irgenda Problem ghabt hab, oder wenn i irgendwas wieder braucht hab. Sonst (.) warn mir meine Eltern eigentlich wurscht. Da war eher no, dass i zu meine Großeltern owi gengan bin, dass i mit

denen gredt hab, aber mit meiner Mama und mit meim Papa überhaupt net. (.) De warn für mi eher nur so Störenfried. @(.)@“ (IP3, Abs. 93).

Der Sozialraum der Probandin erweiterte sich im Verlauf ihrer Jugend kontinuierlich und sie lernte viele neue Orte und Menschen kennen, was eine gewisse Selbstsicherheit voraussetzt. Mit dem Prioritätenwandel, der maßgeblich durch den Gefängnisaufenthalt, aber auch durch ihre Schwangerschaft zustande kam, veränderte sich auch die Bedeutung, die die Probandin den Orten und Räumen ihrer Jugend gab. Das Verhältnis zu ihren Eltern und Großeltern hat sich stark verbessert, und das Bedürfnis nach Abgrenzung vom Elternhaus ist nicht mehr vorhanden. Die Probandin scheint im Zuge der Herausforderungen, denen sie sich in ihrer Jugend stellen musste (Konsequenzen des Eigentumsdeliktes, Verantwortungsübernahme für ein Kind), ein relativ stabiles Selbstkonzept entwickelt zu haben.

Dem empirischen Material von Interviewpartner 4 sind keine Zusammenhänge zwischen Raumaneignung und Identitätsentwicklung zu entnehmen, weil seine sozialräumliche Veränderung nicht allmählich erfolgte, sondern ziemlich abrupt. Darüber hinaus gab der Proband nur sehr wenig Auskunft über die Orte und Räume seiner frühen Jugend. Die möglichen Auswirkungen des Sozialraumwechsels auf seine Identitätsentwicklung wurden bereits in Kapitel 7.5.4. thematisiert.

9. Diskussion

Alle Teilnehmer meiner Untersuchung strebten in ihrer frühen Jugend danach, sich von den Eltern zu distanzieren und durch selbstständige Erschließung von Räumen eigene Erfahrungen zu sammeln. Das Bedürfnis, mit den Eltern in Konfrontation zu gehen, und sich ihrer Kontrolle zu entziehen ist bis zu einem gewissen Grad entwicklungstypisch. Bei manchen Jugendlichen wurde der Drang, sich von den Eltern abzugrenzen aber auch durch psychische Belastungen und Spannungen innerhalb der Familie verstärkt. Die Rauman eignung richtete sich in der frühen Jugend nach dem Bedürfnis der Jugendlichen, eigene Erfahrungen zu sammeln und Neues auszuprobieren. Wie Leonhard und Schröder feststellten, kamen öffentlichen und halböffentlichen Plätzen dabei die Bedeutung von Interaktions- und Rückzugsräumen zu, wobei nur eine Testperson in seiner Jugend öffentliche Räume in diesem Sinn nutzte (Leonhard/Schröder 1998, S. 43f.). Die anderen erschlossen sich kommerzielle Räume und schienen kein Bedürfnis danach zu haben, durch Umwidmung öffentlicher Plätze mit der Umwelt in Beziehung zu treten. Sie nutzten den Konsum als Raum, in dem sie ihre Selbstständigkeit auslebten. Nach Böhnisch und Münchmeier haben Jugendliche, die im Konsum von Gütern und Freizeitangeboten ihre Unabhängigkeit demonstrieren, weniger stark den Drang, sich von der Erwachsenenwelt besonders abzugrenzen, als solche, die sich durch Inanspruchnahme öffentlicher Orte und Plätze mit ihrer Umwelt auseinandersetzen (vgl. Böhnisch/Münchmeier 1990, S. 55). Dies kann anhand des empirischen Materials bestätigt werden.

Die Gleichaltrigengruppe war für alle Jugendlichen meiner Untersuchung von großer Bedeutung. Die Erlebnisse, die sie mit ihnen teilten und die Erfahrungen, die sie in Freundschaften und Beziehungen erfuhren, waren nicht nur identitätsbildend, sondern auch handlungsleitend für ihre weitere sozialräumliche Entwicklung.

Eine weitere Möglichkeit, identitätsbildende Erfahrungen zu sammeln, ist die jugendliche Grenzüberschreitung: Das Bedürfnis, abseits der Kontrolle Erwachsener (insbesondere der Eltern) Neues auszuprobieren, und dabei gelegentlich auch die Grenzen des Erlaubten zu überschreiten, ist eine jugendliche Entwicklungstypik, durch welche die Heranwachsenden ihren Handlungsspielraum ausloten (vgl. Enke 2003, S. 9). Allen Teilnehmern meiner Untersuchung ist ein hoher Grad der Akzeptanz gesellschaftlich anerkannter Werte zu entnehmen, was darauf hindeutet, das deviante Verhalten nicht als Ausdruck der Abwendung

vom gesellschaftlichen Wertesystem interpretiert werden kann. Speziell bei drei von vier Personen wurde deutlich, dass das deviante Verhalten vielmehr Ausdruck eines Bewältigungsversuches desintegrativer Erfahrungen und/oder familiärer Belastungen darstellt. Nach Hurrelmann (1997) ist das Zusammenspiel von sozialen und personalen Bedingungen ausschlaggebend dafür, ob Jugendliche es schaffen, Bewältigungsprobleme im Jugendalter zu überwinden, oder ob sie aufgrund dessen an ihrer Lebensplanung ‚scheitern‘ (vgl. Hurrelmann 1997, S. 194). Die Analyse des empirischen Materials ergibt, dass es in der Kindheit und Jugend jener Probanden, deren Abweichendes Verhalten über das ‚normale‘ Maß jugendlicher Grenzüberschreitung hinausging, tatsächlich unvorteilhafte soziale und personale Dispositionen gab:

Während der maskulin-orientierte Proband in meiner Untersuchung Belastungen hauptsächlich in Form aggressiver Verhaltensweisen zum Ausdruck brachte, kompensierten der familienorientierte- und der hedonistisch-orientierte Proband Probleme vorwiegend durch den Konsum illegaler Suchtmittel. Bei dem hedonistisch-orientierten Interviewpartner 1 dürften fehlende emotionale Zuwendung seiner Eltern und Langeweile das Entstehen devianter Verhaltensmuster begünstigt haben: Er war ständig auf der Suche nach dem ‚Kick‘ und erfuhr durch immer gewagtere Grenzüberschreitungen soziale Anerkennung aus seinem Bekannten- und Freundeskreis.

Dem gegenüber erwiesen sich die sozialen Bedingungen von Interviewpartnerin 3 als günstig für die Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben: Sowohl in ihrer frühen Jugend, als auch heute, hatte bzw. hat die Probandin, insbesondere durch ihre Familie, ausreichend sozialräumliche Ressourcen zur Verfügung. Zudem scheint sie die Fähigkeit zu besitzen, auf Problemkonstellationen aktiv und flexibel zu reagieren, was sich nach Hurrelmann (1997) günstig für die Lebensbewältigung erweist (vgl. Moriarty & Toussieng 1980; Medrich u.a. 1982; Oerter 1987, zit.n. Hurrelmann 1997, S. 195).

Die sozialräumliche Erweiterung des Handlungsraumes richtete sich nach der Erfüllung der zentralen emotionalen Bedürfnisse der beteiligten Personen. Während IP2 aufgrund der Sicherheit und Solidarität, die er durch den Freundeskreis seiner frühen Jugend erfährt, seinen Handlungs- und Lebensraum im Verlauf seiner Jugend nur gering erweitert hat, weist der Sozialraum von IP3 eine sehr breite Streuung auf: Ein zentrales Bedürfnis, welches in der sozialräumlichen Erweiterung der Probandin handlungsleitend war, ist der Wunsch, Neues kennenzulernen und identitätsbildende Erfahrungen zu sammeln. IP1 und IP4 hingegen

erschlossen sich Räume, um emotionale Entbehrungen wettzumachen, und fanden die Möglichkeit dazu in der Ausübung krimineller Handlungen. Die Möglichkeit, sich diese Bedürfnisse durch kriminelle Handlungen zu erfüllen, und dabei möglichst nicht erwischt zu werden, waren wesentliche Kriterien ihrer sozialräumlichen Erweiterung.

Ob die jungen Erwachsenen langfristig dazu in der Lage sein werden, ein gesellschaftlich konformes Leben zu führen, hängt maßgeblich davon ab, in wie weit sie in der Lage sind, der Erfüllung ihrer Bedürfnisse weiterhin eine andere Richtung zu geben.

Literaturverzeichnis

Baacke, Dieter (1984): Die 13- bis 18 jährigen: Einführung in die Probleme des Jugendalters. Weinheim, Basel: Beltz Verlag.

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Böhnisch, Lothar (2010): Abweichendes Verhalten: Eine pädagogisch-soziologische Einführung. 4. überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim, München: Juventa Verlag.

Böhnisch, Lothar (1993): Sozialpädagogik des Kindes- und Jugendalters: Eine Einführung. 2. Auflage. Weinheim und München: Juventa Verlag.

Böhnisch, Lothar (2003): Pädagogische Soziologie: Eine Einführung. 2. Überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim, München: Juventa Verlag. .

Böhnisch, Lothar / Münchmeier, Richard (1990): Pädagogik des Jugendraums: Zur Begründung und Praxis einer sozialräumlichen Jugendpädagogik. Weinheim, München: Juventa Verlag.

Bohnsack, Ralf (2008): Rekonstruktive Sozialforschung. 7. Auflage. Köln-Weimar-Wien: Verlag Barbara Budrich.

Budde, Wolfgang / Cyprian, Gudrun / Früchtel, Frank (2007): Sozialer Raum und Soziale Arbeit: Textbook: Theoretische Grundlagen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Deinet, Ulrich (2002): Der qualitative Blick auf Sozialräume als Lebenswelten. In: Deinet, Ulrich/Krisch, Richard: Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit: Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung. Opladen: Leske + Budrich Verlag. S. 31-44.

Deinet, Ulrich (2002a): „Aneignung und „Lebenswelt“ – der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit. In: Merten, Roland (Hrsg.): Sozialraumorientierung. Zwischen fachlicher Innovation und rechtlicher Machbarkeit. Weinheim, München: Juventa Verlag. S. 151-166.

Deinet, Ulrich / Krisch, Richard (2002): Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit: Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung. Opladen: Leske + Budrich Verlag.

Deinet, Ulrich / Krisch, Richard (2005): Konzepte und Methoden zum Verständnis der Lebensräume von Kindern und Jugendlichen. In: Riege, Mario/Schubert, Herbert (2005): Sozialraumanalyse: Grundlagen – Methoden – Praxis. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH.

Deinet, Ulrich (1999): Sozialräumliche Jugendarbeit: Eine praxisbezogene Anleitung zur Konzeptentwicklung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Opladen: Leske + Budrich Verlag.

Deinet, Ulrich (1990): Raumaneignung in der sozialwissenschaftlichen Theorie. In: Böhnisch, Lothar / Münchmeier, Richard (1990): Pädagogik des Jugendraums: Zur Begründung und Praxis einer sozialräumlichen Jugendpädagogik. Weinheim, München: Juventa Verlag.

Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (2010): Aneignung. In: Kessel, Fabian / Reutlinger, Christian / Maurer, Susanne / Frey, Oliver (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. S. 295-312.

Dollinger, Bernd / Schmidt-Semisch, Henning (2010): Sozialpädagogik und Kriminologie im Dialog. Einführende Perspektiven zum Ereignis „Jugendkriminalität“. In: Dollinger, Bernd / Schmidt-Semisch, Henning (Hrsg.): Handbuch Jugendkriminalität: Kriminologie und Sozialpädagogik im Dialog. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 11-23.

Dreher, Eva / Dreher, Michael (1985): Wahrnehmung und Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter: Fragen, Ergebnisse und Hypothesen zum Konzept einer Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie des Jugendalters. In: Oerter, R. (Hrsg.): Lebensbewältigung im Jugendalter. Weinheim: VCH Verlag.

Enke, Thomas (2003): Sozialpädagogische Krisenintervention bei delinquenten Jugendlichen: Eine Längsschnittstudie zu Verlaufsstrukturen von Jugenddelinquenz. Weinheim, München: Juventa Verlag.

Ferchhoff, Wilfried (2007): Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert: Lebensformen und Lebensstile. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Grob, Alexander / Jaschinski, Uta (2003): Erwachsen werden. Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Weinheim, Basel, Berlin: Beltz Verlag.

Hinte, Wolfgang/Treeß, Helga (2007): Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe: Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik. Weinheim, München: Juventa Verlag.

Hurrelmann, Klaus (1994): Lebensphase Jugend: Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim, München: Juventa Verlag.

Krisch, Richard (2002): Methoden einer sozialräumlichen Lebensweltanalyse. In: Deinet, Ulrich / Krisch, Richard (Hrsg.): Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit: Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung. Opladen: Leske + Budrich Verlag. S. 87-154.

Krisch, Richard (2009): Sozialräumliche Methodik der Jugendarbeit: Aktivierende Zugänge und praxisleitende Verfahren. Weinheim, München: Juventa Verlag.

Leonhardt, Ulrike / Schröder, Achim (1998): Jugendkulturen und Adoleszenz: Verstehende Zugänge zu Jugendlichen in ihren Szenen. Neuwied, Kriftel: Luchterhand Verlag.

Lindner, Werner (1998): Die „sichere“ Stadt zwischen *urban control* und urbaner Kompetenz. In: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität. Bonn: Dietz Taschenbuchverlag. S. 37-61.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Löw, Martina (2007): Zwischen Handeln und Struktur: Grundlagen einer Soziologie des Raums. In: Kessl, Fabian / Otto, Hans-Uwe (2007): Territorialisierung des Sozialen: Regieren über soziale Nahräume. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich Verlag.

Lucius- Hoene, Gabriele / Deppermann, Arnulf (2004): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Muchow, Hans Heinrich / Muchow, Martha (1998): Der Lebensraum des Großstadtkindes. Weinheim, München: Juventa Verlag.

NEUSTART- Bewährungshilfe, Konfliktregelung, Soziale Arbeit (o.J.): Die Vision NEUSTART: Unser Leitbild. In:

http://www.neustart.at/AT/de/Ueber_Neustart/Wir_ueber_uns/ [28.2.2011].

NEUSTART (2010): ...Bewährungshilfe ...Auftrieb geben damit niemand untergeht. In: http://www.neustart.at/Media/bewaehrungshilfe_2010.pdf [1.3.2011].

Nissen, Ursula (1998): Kindheit, Geschlecht und Raum: Sozialisationstheoretische Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Raumanewinnung. Weinheim, München: Juventa Verlag.

Reutlinger, Christian (2003): Jugend, Stadt, Raum. Sozialgeografische Grundlagen einer Sozialpädagogik des Jugendalters. Opladen: Leske+Budrich Verlag.

Schön, Elke (1999): ...Da nehm' ich meine Rollschuh' und fahr' hin...: Mädchen als Expertinnen ihrer sozialräumlichen Lebenswelt. Zur Bedeutung der Sicht und Erfahrungsweisen 8- bis 15-jähriger Mädchen eines Stadtgebiets für die Mädchenforschung und die Mädchenpolitik. Bielefeld: Kleine Verlag GmbH.

Zeiger, Hartmut/Zeiger, Helga (1994): Orte und Zeiten der Kinder: Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern. Weinheim, München: Juventa Verlag.

Ziehlke, Brigitte (1993): Deviante Jugendliche: Individualisierung, Geschlecht und soziale Kontrolle. Opladen: Leske + Budrich Verlag.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Bedingungen für Problembelastungen und ihre Bewältigung	S.63
Abbildung 2: Subjektive Landkarten Interviewpartner 1; frühe Jugend (li) / heute (re.)	S.88
Abbildung 3: Subjektive Landkarten Interviewpartner 2; frühe Jugend (li) / heute (re.)	S.91
Abbildung 4: Subjektive Landkarten Interviewpartnerin 3; frühe Jugend (li) / heute (re.)	S.95
Abbildung 5: Subjektive Landkarten Interviewpartner 4; frühe Jugend (li) / heute (re.)	S.99
Abbildung 6: Sozialräume der frühen Jugend im Vergleich	S.103
Abbildung 7: Sozialräume der Gegenwart im Vergleich	S.110

Landkarte 1:*Schwerpunkt Aneignung / Ausdehnung des Lebensraumes*

1. Als du in deiner frühen Jugend begonnen hast, unabhängig von deinen Eltern eigene Erfahrungen zu sammeln, an welchen Orten hast du da den Anfang gemacht? Warum gerade hier?
2. Welche Orte wurden später wichtig und warum?

Schwerpunkt Farbmarkierungen:

- Warum waren diese Orte für dich ein Abenteuerorte? Was konnte man an diesen Orten besonders gut? Was weniger?
- Warum waren diese Orte für dich Rückzugsorte? Hast du das Gefühl, dass du genügend Rückzugsorte gehabt hast? Wenn nein: Was hättest du dir gewünscht?
- In welcher Hinsicht waren diese Orte für dich Unterstützungsorte? Wer oder was tat dir hier besonders gut?
- Du hast auch Orte markiert, die du vermieden hast. Warum war das so?

Schwerpunkt Gesamteindruck:

- Was ist das für dich für ein Gefühl, wenn du dir deine Karte anschaust?
- An welche Orte erinnerst du dich am liebsten? Warum?
- Welche Orte hast du eher negativ in Erinnerung? Warum?
- Gab es Orte / Personen von denen du im Nachhinein denkst, dass sie nicht gut für dich waren oder die dir Schwierigkeiten eingebracht haben?
 - Welche waren das?
 - Warum haben sie dir Schwierigkeiten eingebracht?

Landkarte 2:

Schwerpunkt Farbmarkierungen:

- Was sind heute für dich Abenteuer-, Ressourcen-, Rückzugsorte und Orte, die du vermeidest? Warum?

Schwerpunkt Gesamteindruck:

- Was ist das für dich für ein Gefühl, wenn du dir die zweite Landkarte anschaust?
- Was gefällt dir an deiner zweiten Landkarte?
- Was gefällt dir an dieser zweiten Landkarte nicht? Warum?
- Gibt es etwas, das du an deiner zweiten Landkarte gerne verändern würdest? Etwas, das dir fehlt?

Vergleich Landkarte 1 / Landkarte 2:

- Was hat sich deiner Meinung nach zwischen der ersten Landkarte und der zweiten Landkarte (am auffälligsten) verändert? Warum?
- Hat Neustart einen Beitrag geleistet, dass es zu dieser Veränderung gekommen ist? Welchen?
- Hast du sonstige institutionelle Unterstützungen in Anspruch genommen? Welche? Welchen Beitrag haben sie geleistet?
- Welche Personen / Umstände / Erfahrungen haben sonst noch dazu beigetragen, dass es zu diesen Veränderungen gekommen ist?
- Was ist gleich geblieben, wenn du deine erste und deine zweite Landkarte anschaust? Warum glaubst du sind diese Dinge gleich geblieben?
- Ist es gut, dass sie gleich geblieben sind?
- Was wünschst du dir für deine Zukunft? / Wie sollte die Landkarte deiner Zukunft ausschauen?

Anhang B: Transkriptionszeichen

Pausen

- (.) Pause bis zu einer Sekunde
(2) Anzahl der Sekunden, die eine Pause dauert

Lautstärke

Nein lauter in Relation zur übrigen Lautstärke

°nein ° leiser in Relation zur übrigen Lautstärke

<<cresc> > crescendo (= lauter werdend)

<<dim> > diminuendo (= leiser werdend)

Sprechgeschwindigkeit (bei Abweichungen von normaler Geschwindigkeit)

<<all> > allegro (munter, fröhlich)

<<len> > lento (langsam)

<<acc> > accelerando (beschleunigend)

<<rall> > rallentando (verbreiternd, verlangsamend)

Sprachliche Besonderheiten

@nein@ lachend gesprochen

@(.)@ kurzes Auflachen

@(3)@ 3 Sekunden Lachen

Nein betont

{	Beginn einer Überlappung bzw. direkter Anschluss beim Sprecherwechsel
}	Ende einer Überlappung
Viellei-	Abbruch eines Wortes
Nei::n	Dehnung, die Häufigkeit von : entspricht der Länge der Dehnung
(doch)	Unsicherheit bei der Transkription, schwer verständliche Äußerungen
()	unverständliche Äußerung, die Länge der Klammer entspricht in etwa der Dauer
((hustet))	Para/ außersprachliche Handlung/ Ereignisse
<<hustend> >	Sprachbegleitende außersprachliche Handlungen und Ereignisse mit Reichweite
<< erstaunt > >	interpretierende Kommentare mit Reichweite
((...))	Auslassungen im Transkript

(vgl. Bohnsack 2008, S. 235; Lucius-Hoene/Deppermann 2004, S. 355).